

---

# Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Michel (Biel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Sebele (Heidelberg); Prof. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbig (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermendorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Pegler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schulz (Königsberg); Prof. Schulze-Naumburg (Saalek); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wable (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zannert (Wilhelmshöhe); Dr. Zeiß (Frankfurt/M.).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Kech, Gangsch bei Leipzig, Ring 88, und Dr. phil. Bruno Kurt Schulz, München, Neubauerstr. 81.

Verlag: J. S. Lehmann, München SW. 4, Paul Heyse-Straße 20.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postcheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 89 894. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen v. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730). — Schweizerische Postcheckrechnung Bern III 4848. Schwed. Postcheckkonto Stockholm 4107.

---

4. Jahrgang

Heft 4 Oktober (Gillbhart) 1929

---

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

---

## Der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse von der Rassenkunde der Friesen.

Von Prof. Dr. Otto Kech.

Mit 19 Abbildungen.

(Schluß.)

### Modernes Material.

Modernes Material aus dem friesischen Terpgebiet ist selten; zur Verfügung stehen nur 8 Schädel aus der Umgebung von Sneek und der Längens-Breiten-Index von 27 bei Hallum gefundenen Exemplaren, über die sonst keine Angaben vorliegen. Zu diesen eigentlichen Terpschädeln nimmt A. zum Vergleich noch 38 Schädel aus der kleinen Stadt Leeuwarden<sup>80)</sup>, trotzdem diese an der Grenze des Terpgebietes liegt und die Wahrscheinlichkeit fremder Beimischung vorhanden ist; auch eine kleine Serie aus Hoel wird mitverwendet (10 Stück).

---

<sup>80)</sup> Diese Schädel sind in zwei Serien von A. Solmer beschrieben.

Die Kapazität der 8 meßbaren Schädel von Sneek zeigt einen Durchschnittswert von 1522,5 ccm bei 4 ♂ und 1322,5 ccm bei 4 ♀. 33 Leeuwardener zeigen bei 17 ♂ einen von 1494 ccm, bei 10 ♀ einen von 1334 ccm; beide modernen Serien liegen also deutlich unterhalb der alten Friterpians, die Kapazität ist bei den modernen geringer.

Die größte Schädel-Länge bewegt sich bei den 8 Schädeln von Sneek zwischen den Gruppen 178—179 und 190—199, bei 35 aus Leeuwarden zwischen den Gruppen 105—109 und 190—199, bei den 10 aus Hoek zwischen den Gruppen 170—174 und 185—189; die Einzelzahlen sind leider nicht angegeben. Immerhin geht aus der Gruppeneinteilung und einer von A. gegebenen Tabelle hervor, daß bei den alten Friterpians die Zahl der „langen“ (über 190 mm Länge) recht groß ist, daß bei den 8 aus Sneek immer noch 2 über 190 liegen, daß aber bei den 35 aus Leeuwarden nur noch einer diese Grenze erreicht, daß bei den 10 aus Hoek die längsten nur noch in der Gruppe 185—189 liegen. Diesem Abnehmen der Schädelgröße bei den modernen Serien entspricht auch ihr geringerer Durchschnittswert: bei den alten Groterpians ist er 189 mm, bei den 8 aus Sneek 180,7 mm, bei den 35 aus Leeuwarden nur noch 181 mm, und bei den 10 aus Hoek gar nur 180,6 mm, obgleich bei letzteren ausgesprochen „kurze“ Schädel nicht vorkommen, alle vielmehr im Bereich der Gruppe „mittellang“ liegen. Die Abnahme der durchschnittlichen Schädelgröße wird also nicht durch Vermischung von „Kurzen“, sondern durch die Abwesenheit von „Langen“ hervorgerufen.

Bei der größten Schädel-Breite finden wir umgekehrt ein geringes Ansteigen der Durchschnittswerte bei den modernen Schädeln: bei 45 alten Friterpians befinden sich 41 im Bereich der Zahlen 130—149 (sind also „mittelbreit“) und 4 nur in der Gruppe 180—184 („breit“), der Durchschnittswert ist 141 mm; bei 8 aus Sneek sind nur „mittelbreit“ vorhanden, Durchschnittswert trotzdem 142; bei 35 Leeuwardenern sind 29 „mittelbreit“, 6 „breit“ (davon einer mit 180), der Durchschnittswert ist 142; bei 10 aus Hoek endlich sind wieder nur „mittelbreit“ da, aber sie liegen mehr nach der Gruppe der „Breiten“ hin; Durchschnittswert daher 142,5. Die Durchschnittswerte besagen auch hier nicht viel, und das Ansteigen ist nur sehr gering; wichtige typische Unterschiede in der Schädelbreite brauchen also zwischen den alten und den neuen Serien nicht zu bestehen. Immerhin sind die 8 aus Sneek und die 10 aus Hoek (also die modernen Terpschädel) den alten Friterpians ähnlicher, als die Städter.

Die „ganze Höhe“ zeigt, daß sich in diesem Maße die alten Friterpians, die 8 aus Sneek und die 10 aus Hoek in der Variation fast genau decken, allerdings mit einer kleinen Verschiebung nach den niedrigen Maßen; die 31 Städter aus Leeuwarden machen auch keine große Ausnahme, nur haben sie ein sehr niedriges Exemplar mit nur 114 mm Höhe; die Durchschnittszahlen zeigen eine geringe Abnahme bei den modernen Schädeln: bei den alten Friterpians beträgt der Wert 134,7, bei den 8 aus Sneek 133, bei 31 aus Leeuwarden 130 und bei 9 aus Hoek nur 128,2.

Bei der Basion-Bregma-Höhe haben wir eine ähnliche Erscheinung: auch hier die Verschiebung bei den modernen nach den niederen Zahlen hin und eine Abnahme der Durchschnittswerte; diese betragen: bei den alten Friterpians 133,7, bei 8 aus Sneek 132, bei 32 aus Leeuwarden 129 und bei 9 aus Hoek 129 mm.

Für den Längen-Breiten-Index ergibt sich folgende Tabelle, in die auch 87 von J. Sasse beschriebene moderne Schädel aus Leeuwarden, 18 moderne Griefen



(auch nach J. Sasse) und zum Vergleich 438 Hamburger (nach Trost) und 777 Amsterdamer (nach L. Volk) aufgenommen werden werden<sup>51</sup>:

	dolichocran										mesocran					brachyocran									Durchschnitt
♂ + ♀	9	70	1	2	3	4	5	6	7	8	9	80	1	2	3	4	5	6	7	9					
45 Feit. . . . .	2	3	5	7	6	6	8	3	1	2		2									74				
27 Hall. . . . .		2		1	4		4	3	2	1	3	5	1		1						76,9				
8 Sneek . . . . .					1	1	3		1			1	1								76,9				
35 Leeuw. . . . .				2		2	1	5	7	5	4	1	2	2		2	1			1	78,4				
87 Leeuw. . . . .		1	1	2	7	7	8	13	8	9	5	8	7	4	1	2		1	1	2	77,1				
15 mod. Griesen				1			1	3	1	3	3		2		1						78,3				
10 Hoek . . . . .					1			2		3	1	1	1				1				78,9				
438 Hamb. . . . .																					77,4				
777 Amst. . . . .																					78,3				

Während also auch die modernen Terp-Schädel (Hallum und Sneek) noch wenig „brachykrane“, also zahlenmäßig „kurzköpfige“ aufweisen, vielleicht allerdings eine Folge der zu kleinen Serie, steigt die Zahl der „Kurzköpfe“ bei den Städtern aus Leeuwarden, und weisen diese „Kurzköpfe“ z. T. auch sehr hohe Index-Werte auf; nur dadurch, daß auch zahlreiche Dolichocrane vorhanden sind und eine starke Häufung im Bereich der Mesocranie, sind die Durchschnittszahlen verhältnismäßig niedrig. Auf jeden Fall gewinnt man den Eindruck, daß mindestens die städtischen Serien rassistisch nicht mehr einheitlich sein können und daß sich unter ihnen zweifellos echte Kurz- und Breithöpfe befinden.

Der Längen-Höhen-Index zeigt bei den modernen Serien nur eine durch die kleinere Zahl bedingte geringere Variation, aber die Verteilung über die chamae- und orthocrane Gruppe ist ungefähr die gleiche, wie bei den alten Friterpians; auch die Durchschnittszahl weicht kaum ab; während sie bei dem alten Fr. 69,8 betrug, hat sie bei den 8 aus Sneek den Wert 71,2, bei 31 Leeuwardenern 71,8 und bei 10 aus Hoek 70,6; die modernen Schädel, die zufällig zur Untersuchung kamen, sind, wie oben schon erwähnt wurde, meist relativ kürzer.

Der mit der Basion-Bregma-Höhe berechnete Breiten-Höhen-Index zeigte bei den alten Friterpians eine deutliche Anhäufung im Bereich der Metriocranie, also der mittelhohen Werte, und eine Durchschnittszahl von 94,7. Unter den modernen Serien sind bei den 8 aus Sneek, offenbar zufällig, 8 akrokrane, nur 1 tapeinocraner Schädel, so daß sich die hohe Durchschnittszahl von 96,8 ergibt. Die Leeuwardener zeigen eine große Schwankungsbreite mit Neigung zu niedrigen Zahlen und einen Durchschnittswert von nur 90,5; bei den 10 aus Hoek liegen die Verhältnisse ähnlich: Durchschnittszahl: 90,8. — Die Schädel der modernen Städter sind also niedriger, als die der alten Friterpians und der moderneren Terp-Schädel.

Die Obergesichtshöhe der modernen Serien hat eine geringere Schwankungsbreite als die der alten Friterpians und eine ziemlich deutliche Neigung zu geringeren Maßen; das kommt auch in den Durchschnittszahlen zum Ausdruck: bei den alten Fr. 78, bei denen aus Sneek 70,3, bei den Leeuwardenern 69 und bei denen aus Hoek nur 67.

<sup>51</sup>) Nyëffen, a. a. O. S. 188; die Tabelle ist hier etwas vereinfacht.

Die Jochbogen-Breite zeigt bei den modernen Schädeln ebenfalls geringere Werte, eine Verschiebung der Variation nach der Seite der kleinen Zahlen; dem entsprechen auch die Durchschnittswerte: bei den alten Fr. 133, bei den Städen aus Sneek 128,1, bei den Leeuwardenern 125, bei denen aus Hoek 131,5. Die Trennung<sup>52)</sup> der Geschlechter ergibt dabei kein so klares Bild, so daß hier sicher die geringe Zahl der untersuchten Schädel ein Zufallsergebnis gezeigt hat, aus dem man keine Schlüsse ziehen darf.

Die Nasen-Länge (Höhe) ist bei allen Serien ungefähr die gleiche, die Durchschnittszahlen sind sogar fast identisch; nur die 7 Schädel aus Sneek haben einen höheren Wert: offenbar ein Zufall der kleinen Serie; die Werte sind: bei den alten Fr. 81 mm, bei denen aus Sneek 84,4 mm, die aus Leeuwarden 81 mm, die aus Hoek 81,4 mm. Bei allen Serien ist also die Nasenhöhe recht bedeutend.

Die Nasen-Breite zeigt größere Unterschiede: besonders die aus Sneek und aus Hoek haben verhältnismäßig schmalere Nasen; die Durchschnittszahlen sind: alte Fr. 28 mm, Sn. 22,8 mm, Leeuw. 28,4 mm, H. 22,6 mm.

Der Obergesichts-Jochbogen-Index ist bei den beiden miteinander verglichenen Serien, den alten Friterp. (Durchschn. 54,5) und den Leeuwardenern (55,4) im Durchschnitt ziemlich gleich; die Variation ist bei der kleineren Serie (der modernen aus L.) auch kleiner.

Der Nasen-Index der modernen Leeuw. ist mit einem Durchschnitt von 47,5 (Variation 39,2—55,1) kleiner als bei den alten Friterpians (49,2) und den alten Groterpians (47,6); wichtig dürften diese Unterschiede aber nicht sein.

Zusammenfassend kann man sagen: Die Kapazität der Modernen ist kleiner, ebenso die Schädelhöhe, der Breiten-Höhen-Index, die Obergesichts-Höhe, die Jochbogen-Breite, die Nasen-Breite, der Nasen-Index; größter ist bei den modernen Schädeln: die Breite der Hirnkapsel, der Längen-Breiten-Index; ziemlich gleich bei alten und neuen Schädeln sind: der Längen-Höhen-Index, die Nasen-Länge (Höhe), der Obergesichts-Jochbogen-Index.

Der wichtigste Unterschied besteht also darin, daß unter den modernen West-Friesenschädeln die „Mesokranie“ (die mittellange Kopfform) überwiegt, während bei den alten die ausgesprochenen Langköpfe eine große Rolle spielten; und daß zweitens bei den modernen Serien (besonders bei den Städtern) typische und echte „Kurz-Breit-Köpfe“ auftauchen, die auf das Eindringen eines fremdrassigen Elementes hinweisen, das im Lande offenbar verhältnismäßig jung ist. Besonders aufgefallen ist typischerweise die starke Übereinstimmung der modernen West-Friesen mit den ziemlich modernen Hamburger Schädeln, und er meint, das zeige an, „daß überall längs der Nordsee sich eine hauptsächlich mesokrane Bevölkerung findet, deren Schädel-Index um 78 herum liegt. Über die Herkunft der kurzköpfigen Elemente ist nach seiner Meinung nichts festzustellen, da die Serie der Kurzköpfe zu klein sei, und man wird ihm hierin beipflichten müssen. — Die Unterschiede zwischen alter und moderner Bevölkerung beruhen also in der Hauptsache auf solchen der Hirnkapsel; die des Gesichtes sind gering.

Moderne Groterpians. Zum Vergleich heranzuziehen sind von Solmer gemessene (30) lebende Einwohner von Hunzingoo (18 ♂ und 15 ♀). Mitverwertet und stellenweise zum Vergleich herangezogen werden 48 lebende von J. Sasse gemessene Einwohner von Nieuweschans, 40 Schädel aus der gleichen

<sup>52)</sup> Bei der Durchschnittszahl der Frauen ist bei N. (S. 183) ein Druckfehler: 142,5 stehen geblieben; es dürfte 122,2 heißen.

Stadt, 10 Schädel aus Bellingwolde (da diese Orte dem Terpgebiet benachbart liegen) und endlich 292 von Volk gemessene lebende Groninger. Die Schädelmaße der Lebenden sind von Tryßsen dabei in die des Schädels (durch Abzug bestimmter Einheiten) umgerechnet. In den Tabellen werden von A. meist auch die Zahlen der schon erwähnten mittelalterlichen Groterpians angeführt.

In der Schädel-Länge haben die modernen Gr. durchschnittlich geringere Werte (Durchschnittszahl 130,5) als die alten Gr. (134,7) und als die mittelalterlichen Gr. (135) und ähneln den modernen Leeuwardener Städten (131); die Tabelle bei A. zeigt, daß bei den modernen die meisten Schädel durchaus „mittellang“ sind, daß „kurze“ und „lange“ nur in wenigen Exemplaren auftauchen.

Bei der Schädel-Breite haben wir bei den modernen Groterp. die gleiche Erscheinung wie bei den besprochenen modernen Friterpians und modernen friesischen Städten: eine nicht zu verkennende Zunahme der breiten Schädel, die  $\frac{1}{3}$  der Serie ausmachen, also mehr als bei den modernen Leeuwardener Friesen; die Durchschnittszahlen sind: alte Groterp. 140, mittelalterl. Groterp. 142, moderne Groninger 145,6.

Angaben über die Höhe der modernen Groninger fehlen; ein Vergleich von Ohrhöhe und Basion-Bregma-Höhe ist ja kaum durchzuführen.

Für den Längen-Breiten-Index hat A. eine große Vergleichstabelle zusammengestellt, in der Groninger und Friesländer enthalten sind. Bei den 30 lebenden Junfingooern befindet sich nur noch ein echter Dolichocephalus, aber 18 Brachycephale, 11 sind mesozephal (bei Umrechnung in die Schädelmaße). Bei den zum Vergleich herangezogenen lebenden und toten Nieuweschansern liegen die Verhältnisse etwas anders, bei ihnen sind die Dolichocephalen besser, die Brachycephalen weniger gut vertreten. Die Mittelwerte betragen: bei den alten Groterp. 76, bei den mittelalterlichen Groterp. 75,9, bei 48 lebenden Nieuw. 77,6, bei 40 Schädeln von Nieuw. 77,7 bei 10 Bellingwoldern 78,6, bei 30 lebenden Groningern 80,6, bei 134 der von Volk gemessenen Groninger 78,4. — Diese

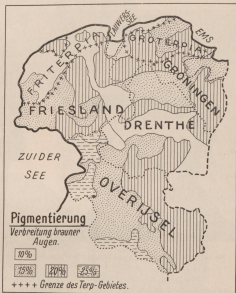


Abb. 18. Verbreitung der Braunaugigen in den nördlichen Niederlanden (nach Tryßsen).

Ergebnisse zeigen, daß die Meinung Volks, die Brachycephalen machten  $\frac{1}{4}$  der modernen Groninger Bevölkerung aus, nicht den Tatsachen entspricht; und unter den „Brachycephalen“ finden sich hauptsächlich niedrige Werte dicht bei 80. T. weist hier darauf hin, daß auch im nicht gemischten norwegischen Gebiet ein recht hoher Durchschnittsindex von 76,3 beim ♂ und 79 bei der ♀ sich finde.

Recht interessante Ergebnisse haben die Untersuchungen von Volk über die Farben von Haar und Augen in den westfriesischen Gebieten ergeben; bei

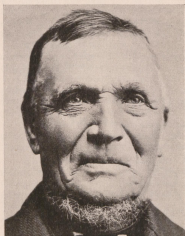


Abb. 14. Moderne West-Friesen neben einem altfriesischen Schädel vom „Neolith-Gräber-Typus“ aus einem friesischen Trog (nach Dörge).

Nyëssen findet sich die hier in Abb. 13 wiedergegebene Art der Verbreitung der Braunäugigen. Wir sehen da die geringste Zahl von Braunäugigen im Gebiet von Friterpia und in einem Teil von Drenthe; hier steigt die Zahl der Braunäugigen nur bis höchstens 10%. Groterpia hat 3. T. schon 18 und gar 20% Braunäugige! Da ohne Zweifel die nordische Rasse ursprünglich, in unversetzten Beständen, keine Braunäugigen aufweist, ist das Vorkommen von 3. T. recht hohen Hundertsätzen dunkler Augen ein Beweis dafür, daß die Zahl der in der Bevölkerung aufgegangenen fremden Elemente heutzutage nicht mehr ganz gering ist. Das stimmt ganz gut mit der Veränderung der Schädelform überein: in Friterpia hat sich der langgebaute nordische Schädel am besten erhalten und ebenso die hellen Farben; in Groningen dagegen sind die ausgesprochenen Kurzschädel und Mischformen häufiger und ebenso die dunklen Farben. Dieser Befund beweist zugleich, daß das Auftreten von echten Kurzschädeln nicht eine Folge von Variation, sondern eine Folge des Eindringens eines fremden kurzköpfigen Elementes ist, und zweitens, daß dieses kurzköpfige Element offenbar ursprünglich dunkle Farben hatte; das widerspricht der von Volk geäußerten

Ansicht<sup>53)</sup>, es sei hellfarbig gewesen; und wenn Volk und andere meinen, es sei durch Einwanderung von Sachsen ins Land gekommen, so ist das sicher auch nicht richtig, denn die Sachsen sind weder brachycephal noch dunkelfarbig, natürlich soweit sie sich von fremden Bestandteilen rein gehalten haben.



Abb. 18. Friessche Terpsschädel vom „Reibengraber-Typus“; in Abb. 14 ist er von oben abgebildet (nach Barger).

Aus der Karte geht auch hervor, daß die weniger zugänglichen eigentlichen Terp-Gebiete sich am reinsten gehalten haben, ebenso die nicht sehr fruchtbaren und mit nur wenigen Städten besetzten Distrikte von Drenthe; die Städte dürften überhaupt in erheblichem Maße das Eingangstor für die dunklen kurzköpfigen Elemente gebildet haben; ich halte es für am wahrscheinlichsten, daß sie meist aus dem Süden, also aus dem südlichen Teile der Niederlande und aus Belgien gekommen

<sup>53)</sup> Nyëssen, a. a. O. S. 225.

sind; im wallonischen Gebiet ist die Zahl der dunklen Kurzköpfe z. T. recht hoch. Ein Teil der dunklen Elemente kann auch aus der Provinz Zeeland gekommen sein; die ältesten Bewohner Zeelands waren zwar dolichocephal und wohl nordisch, heute findet man dort aber recht viele Dunkle; die *Vox populi* bezeichnet die braunäugigen Zeeländer als Nachkommen spanischer Soldaten<sup>54)</sup>, die auch anderwärts ihre Spuren hinterlassen haben werden.

Barge<sup>55)</sup> gibt zum Beweise, daß sich der reingermanische „Reibengräbers-Typus“ noch heute in der friesischen Bevölkerung finde, eine recht nette Zusammenstellung von zwei Bildern (Abb. 14): ein moderner Frieser und ein Terp-Schädel unbestimmten Alters; Abb. 18 zeigt den gleichen Schädel in drei weiteren Normen; die lange, schmale und hohe Form ist sehr deutlich.

Die von Volk entworfene Karte der Verbreitung der Körpergröße läßt keine Folgerungen bezüglich der rassistischen Zusammensetzung der Bevölkerung zu, da die Körpergröße gerade in diesem Gebiet sehr stark von geographischen und sonstigen Umwelt-Momenten abhängig zu sein scheint.

### Ost-Friesen.

Aus Ostfriesland liegen sehr viel weniger Untersuchungen vor, als aus dem westlichen zu den Niederlanden gehörenden Friesengebiet. Zweifellos enthalten die von Gildemeister veröffentlichten<sup>56)</sup> Schädel aus Bremen einen erheblichen Hundertsatz an Friesen, aber es ist nicht festzustellen, welches die friesischen sind; dazu kommt, daß sich die Bevölkerung Bremens schon im Mittelalter durchaus nicht nur aus der Umgebung rekrutierte, sondern z. T. von weit her kam. Man wird also die Bremer Serie nur mit großer Vorsicht verwenden können.

Besser zu brauchen sind in mancher Hinsicht die von R. Virchow veröffentlichten<sup>57)</sup> Schädel, wenn auch von ihnen nie mit Sicherheit zu sagen ist, wie alt sie sind, aus welcher Zeit sie stammen; von einigen allerdings wird man behaupten können, daß sie „alt“ sind, also nicht dem späten Mittelalter oder der Neuzeit entstammen. Besonders brauchbar scheinen die Schädel von Stidhausen (wahrscheinlich früh-mittelalterlich), Bandt (im Oldenburgischen, wahrscheinlich 9.—11. Jahrhundert), Dangast (an der Jade, gleiche Zeit), Haddien (an der Jade, in einer Warft; Alter fraglich), Dederadorf (rechtes Weserufer, Land Wührden; in Totenbaum, vorchristliche Zeit?), Stadt Varel (Jade, gemauerte Gräber, früh-christlich?), Butterburg, Rodenkirchner Oberdeich zu sein. Ihre Hauptmaße sind:

<sup>54)</sup> Nyëssen, a. a. O., S. 79 und 81.

<sup>55)</sup> J. A. J. Barge, Beiträge z. Kenntnis der niederländischen Anthropologie I. Zeitschr. f. Morph. u. Anthropol. Bd. 10 Taf. XVII u. XVIII. — Auch G. C. Solmer, Die ersten Bewohner der Nordseeküste usw. Arch. f. Anthropol. Bd. 20 1900, S. 700 u. a. weist wiederholt darauf hin, daß typische Reibengräberschädel häufig seien.

<sup>56)</sup> J. Gildemeister, Neue Schädelkunde am Domberge zu Bremen. Verhandl. der Berlin. Ges. f. Anthropol. usw. 1875, S. 120.

<sup>57)</sup> R. Virchow: Beiträge z. phys. Anthropol. d. Deutschen. 1877. S. 233 ff.

	Stufe beulen	Stufe beulen	V a n d t					Dang.	Ded.	Gaddien		Varel			Unter- burg	Noent. Obes.
			♀	II ♀	III ♂	IV ♀	XI ♀	♀	♀	♀	♂	♀ VIII	X ♂	X ♂		
Länge . .	213?	260?	187	186	192	190	181,5	190,5	183,5	168	188	176,6	183	185	190	186
Breite . .	141?	142?	153,5	137	142,6	146	148,5	151	135	149	143	146	140	148	140	139
„ganze Höhe“ n. Virch. . .			136	129	133	126	138,5	137,5	136	133,5	—	130,5	139	134		
Läng.- Br.-Index	66,2	54,6?	82	73,6	74,2	76,3	81,8	79,2	73,6	88,6	76	82,6	76,5	80	73,6	74,7
Läng.- Höb.-Ind.			72,7	69,3	69,2	66,3	76,3	72,1	74,1	79,4		73,8	75,9	72,4		
Breit.- Höb.-Ind.			88,6	94,1	93,2	86,3	93,2	91,8	100,7	89,5		89,3	99,2	90,5		
Kapazität			1700													
Höhe des Gesichtes				104	120,5	121	115	118	124,5	107	115			139		
Höhe der Nase . .			52	56	55	55	52,7	53,5	51	52	48,5	55	54,5	58		
Breite der Nase . .			21	24,3			22	23	24	23,5	21,5	27	25	22		
Jochbog.- breite . .			119?				128?	128,5	135	128		127	127	135		
Nasen- Index			40,3	43,3			41,7	42,9	47	45,1	44,3	49	45,8	37,9		

Auffallend ist hier zunächst die große Länge der Schädel von Stiefhausen; beide scheinen etwas im Grabe verdrückt zu sein, aber das kann nicht so viel ausmachen, daß so große Längen dabei herauskommen; ganz merkwürdig ist besonders die Länge des zweiten (von Virchow meist als „der Saterländer“ bezeichnet); eine Länge von 260 mm dürfte bei keinem zweiten bisher gemessenen Schädel gefunden worden sein; K. Martin<sup>56)</sup> gibt als obersten Grenzwert 225 mm an; ich möchte fast annehmen, daß ein Schreibfehler von Virchow vorliegt, zumal er einen falschen Index (52) berechnet, während aus den von ihm angegebenen Maßen der Index 54,6 hervorgeht. Vorhanden ist leider nur die Kallotte, die aber eine sehr interessante und typische Form aufweist, so daß ich sie hier abbilde (Abb. 16). Sie ist zweifellos sehr lang und schmal gebaut, dabei nicht sehr hoch; die Oberaugenwülste sind kräftig; alles in allem hat sie eine entfernte Ähnlichkeit mit der Neandertalkasse, und K. Virchow glaubte das Stück auch dazu zählen zu müssen, sah in ihm einen Vertreter seines primitiven „Griess-Typus“. Von einer wirklichen Annäherung an den Neandertaler kann selbstverständlich keine Rede sein; der Schädel zeigt vielmehr sehr typisch eine Bildung, wie sie sich beim nordischen Manne nicht ganz selten findet, besonders bei prähistorischen Schädeln.

Auch die Längenmaße der meisten anderen in der Tabelle zusammengestellten Schädel sind recht bedeutend, selbst bei einigen weiblichen; so kommt es, daß die Längen-Breiten-Indizes meist im Bereich der Mesokranie und Dolichokranie befinden; nur 4 sind zahlenmäßig brachykran, befinden sich aber an der unteren

<sup>56)</sup> K. Martin, Lehrbuch d. Anthrop. 2. Aufl. 1928, Bd. II S. 764.

Grenze der „Kurzköpfigkeit“ und innerhalb der Variation der älteren westfriesischen Schädel. Varel VIII ♀ dürfte allerdings auf stärkeren kurzköpfigen Einschlag schließen lassen; auch der Nasen-Index ist auffallend hoch.

Die Längen-Höhen-Indizes liegen zum kleineren Teil im Bereich der Chamae-kranie, zum größeren in dem der Orthokranie, ein Schädel ist sogar hypsikan, also besonders hoch gebaut. Daß im Gegensatz der R. Virchow'schen Auffassung keine Rede davon sein kann, daß diese Friesen besonders niedrige Schädel gehabt



Abb. 36. Schädel von Stidhausen 2, der sog. „Saterländer“ (nach R. Virchow).

hätten, geht schon aus diesem Index hervor; beim Breiten-Höhen-Index, wo nur 8 Schädel tapeinokran (an der oberen Grenze), 3 akrokran, die übrigen metrikokran sind, ist es ebenso deutlich. — Die Kapazität scheint z. T. überraschend groß zu sein; nach den Dimensionen wird man auch bei den Schädeln von Stidhausen, bei zweien von Bandt, bei Dangast und Butterburg einen großen Innenraum annehmen müssen. — Der Nasen-Index, soweit er sich feststellen ließ, ist nur bei 2 Schädeln sehr gemäßigt mesoethin, bei allen andern ausgesprochen leptothin; die Nasen sind also hoch und schmal, offenbar durchaus nordeuropäisch. — Die Gesichtshöhe ist bei den meisten sehr bedeutend, liegt durchaus innerhalb der Variationsbreite der alten Friterpians und Groterpians (s. oben).

Wir haben hier also Schädel vor uns, die in keiner wichtigen Eigenschaft von den westfriesischen abweichen, z. T. die nordischen Merkmale sogar sehr deutlich zeigen. Wir werden also auch diese ostfriesische Gruppe als nordische Schädel, einen Teil vielleicht bereits mit einem geringen Einschlag kurzköpfiger Elemente, bezeichnen müssen.

Infolge der umfangreichen von R. Virchow angeregten Schullinderuntersuchung im Bereich des Deutschen Reiches sind wir nun auch recht gut über die Verteilung der Farben von Haut, Haar und Augen in Ostfriesland unterrichtet. Die Veröffentlichung R. Virchow's<sup>59)</sup> macht genaue Angaben und gibt auf Karten den Hundertsatz der Hell- und Dunkelfarbigen wieder.

In den preussischen Teilen Ostfrieslands (Reg.-Bezirk Aurich) fanden sich unter den Schullindern:

<sup>59)</sup> R. Virchow: Gesamtbericht über die von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft veranlaßten Erheb. üb. d. Farbe d. Haut, d. Haare u. d. Augen d. Schullinder in Deutschland. Arch. f. Anthr. Bd. 10, 1880, S. 275 ff.



blaue Augen bei . . . . .	50,44 %
graue Augen bei . . . . .	34,44 %
also helle Augen bei insgesamt	84,88 %
braune Augen bei . . . . .	15,04 %
blonde Haare bei . . . . .	81,09 %
braune Haare bei . . . . .	17,95 %
schwarze Haare bei . . . . .	0,49 %
rote Haare bei . . . . .	0,39 %

Im Freistaat Oldenburg fanden sich:

blaue Augen bei . . . . .	52,06 %
graue Augen bei . . . . .	31,18 %
also helle Augen bei insgesamt	83,24 %
braune Augen bei . . . . .	16,00 %
blonde Haare bei . . . . .	83,73 %
braune Haare bei . . . . .	13,57 %
schwarze Haare bei . . . . .	1,18 %
rote Haare bei . . . . .	0,36 %

Eine andere Einteilung gibt die nach dem „Typus“; Virchow unterscheidet einen „Blonden Typus“ und einen „Brünetten Typus“; der erstere besteht aus der Kombination von blonden Haaren, blauen Augen und weißer Haut, letzterer aus der Zusammenstellung von braunen Augen, schwarzen Haaren und bräunlicher Haut. Zum „blonden“ sind mit einer gewissen Verechtigung auch die Personen mit grauen Augen, blondem Haar und weißer Haut zu rechnen.

Die Erhebungen ergaben im preußischen Ostfriesland (Aurich):

Kombination blaue Augen, blondes Haar, weiße Haut bei . . .	44,04 %
„ „ „ graue „ „ „ „ „ „ „ „ . . .	28,35 %
also „beller Typus“ in erweitertem Sinne bei . . .	72,39 %
Kombination braune Augen, schwarzes Haar, braune Haut bei . .	0,22 %
„ „ „ „ braunes „ „ „ „ „ „ „ „ . . .	0,79 %
also „brünetter Typus“ in erweitertem Sinne bei . . .	1,01 %

Im Freistaat Oldenburg:

Kombination blaue Augen, blondes Haar, weiße Haut bei . . .	46,57 %
„ „ „ graue „ „ „ „ „ „ „ „ . . .	26,33 %
also „beller Typus“ in etwas erweitertem Sinne bei . . .	72,90 %
Kombination braune Augen, schwarzes Haar, braune Haut bei . .	0,65 %
„ „ „ „ braunes „ „ „ „ „ „ „ „ . . .	0,84 %
also „brünetter Typus“ in erweitertem Sinne bei . . .	1,49 %

Selbst wenn man berücksichtigt, daß bei den Feststellungen durch Nichtfachleute ein gewisser Hundertsatz irrtümlicher Angaben mit unterlaufen sein wird und daß bei den Kindern z. T. in späteren Lebensjahren ein Nachdunkeln des Haares stattfindet, ergeben doch die genannten Zahlen, daß die ostfriesischen Gebiete Deutschlands zu denen gehören, die den größten Hundertsatz Heller aufweisen; Augen und Haut dunkeln ja nicht so nach, wie das Haar, und wenn sich im preußischen Ostfriesland 84,88% Helläugige, in Oldenburg 83,24% finden, so beweist das eben das ausgesprochene Vorherrschen der Hellen. Und dasselbe Ergebnis findet sich bei der Zusammenstellung des „blonden Typus“; mit blauen Augen macht er allein schon fast die Hälfte der ganzen Bevölkerung aus, nimmt man die Graüugigen mit blondem Haar und weißer Haut hinzu, so sind es fast  $\frac{3}{4}$ .

Das Gegenstück, die Dunklen, verschwinden dagegen fast; Braunäugige finden sich in preußisch Friesland nur 18%, in Oldenburg nur 16%, schwarzhaarige in Oldenburg noch nicht  $\frac{1}{2}$ %, in Oldenburg rund 1%. Sucht man sich aber den ganz reinen „brünetten Typus“ heraus, also die Kinder mit der ursprünglich zusammengehörenden Kombination: braune Augen, schwarze Haare, braune Haut (selbst die braunhaarigen sind schon ein Mischprodukt), so sind in preußisch Friesland nur 0,22%, in Oldenburg 0,68% vorhanden.

Diese ungeheure Häufung von hellen Farben weist darauf hin, daß die nordische Rasse hier noch bei weitem in der Überzahl ist, daß fremde dunkle Elemente nur in geringem Maße beigemischt sind. Die Untersuchung der Farben führt also zu dem gleichen Ergebnis, wie die der Schädel.

Bezüglich des ganzen äußeren Habitus der Ostfriesen möchte ich endlich noch einen Ausspruch von Hermann Almers anführen, der von R. Virchow<sup>60)</sup> zitiert wird: „Der erfahrene und aufmerksame Beobachter unterscheidet meistens sofort den Marschbewohner, namentlich den aus echtem Friesenblut entsprossenen, von seinem Geestnachbar. Eine derbe, breitschulterige, fleischige, oft stark ins Korpulente gehende Gestalt, mehr groß als klein, Hände und Füße stark und breit, das Haar schlicht oder nur schwach gekräuselt und blond, der Bart rötlich und nicht sehr dicht, das Auge hellblau oder grau und das gerötete Gesicht von rundlichem (?) Schnitte — das ist der echte Friesentypus“. Die benachbarten sächsischen Geestleute werden als hagerer, aufgeschossener, mit schärfer geschnittenem Gesicht geschildert.

Einen recht interessanten Beitrag zur Rassenkunde der Ostfriesen hat R. Kubnau<sup>61)</sup> durch seine Untersuchung an der Bevölkerung von Spiekeroog geliefert, zumal er von den 218 ansässigen Bewohnern nicht weniger als 199 erfassen konnte, also ein für diese Insel „repräsentatives“ Material. „Die über große Mehrzahl der Untersuchten läßt sich väter- oder mütterlicherseits auf Vorfahren zurückführen, die um 1710 — den Beginn der hiesigen Kirchenbücher — auf der Insel gelebt haben. Darüber hinaus fehlen zuverlässige Angaben“. „Die insulare Abgeschlossenheit hat von jeher Eheschließungen untereinander begünstigt“. Trotzdem ist im Laufe der Generationen auch fremdes Blut in die Bevölkerung gekommen: „von den 59 untersuchten Männern ist keiner, dessen Eltern und Großeltern väter- und mütterlicherseits sämtlich gebürtige Insulaner sind und sind nur 40, deren Eltern und Großeltern aus Ostfriesland stammen. Der Rest der Zuwanderungen erfolgte aus dem benachbarten Norddeutschland, der Ostseeküste, Holland, in zwei Fällen aus Süds- und Mitteldeutschland“.

Diese Angaben sind äußerst wichtig, und man wird aus ihnen schließen können, daß im übrigen Ostfriesland die Verhältnisse auch nicht viel anders liegen werden, daß auch dort manches Blut von auswärts gekommen ist, vor allem aus den deutschen Nachbargebieten. Man wird also die heutigen Ostfriesen nicht als „reine Friesen“ bezeichnen können, zumal sicher auch Reste der vorfriesischen Bevölkerung (der Ampsivarier und Chauken) in erheblichem Maße in ihnen aufgegangen sind.

Entsprechend der nicht mehr einheitlichen Herkunft zeigen die heutigen Spiekerooger auch keinen einheitlichen Typus mehr; zwar sind die „Lang-“ und „Mit-

<sup>60)</sup> R. Virchow: Beiträge z. phys. Anthrop. der Deutschen usw. Berlin 1877. (Ähnliche Äußerung 1867 bei Guthe, Braunschweig-Hannover.)

<sup>61)</sup> R. Kubnau: Einige anthropologische Angaben über die Bevölkerung der ostfriesischen Insel Spiekeroog. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biologie Bd. 16.

telschädel“ noch sehr häufig, aber die ungeheure Schwankungsbreite des Längen-Breiten-Index und ein recht erheblicher Hundertsatz von „Kurzköpfen“ weisen auf das Vorhandensein fremder Elemente hin.

Der Längen-Breiten-Index der 89 Männer schwankt von 72,2—87,3, der der 68 Frauen sogar von 73,3—92,4! Der Hundertsatz der Langschädel ist etwa 6%, der der Mittelschädel etwa 36%, der der Kurzschädel aber etwa 87%. Auffallend und für das Vorhandensein eines erheblichen nordischen Elementes sprechend ist die Größe und besonders die Länge vieler Köpfe: nicht weniger als 22 von den 89 erwachsenen Männern und 3 von den 68 erwachsenen Frauen haben eine Kopflänge von 200 mm und mehr! Der Verfasser stellt bei den Frauen eine größere Neigung zur „Kurzköpfigkeit“ fest als bei den Männern. Unter den Gesichtern findet man fast ausschließlich Langgesichter.

Die Haarfarbe zeigt noch bei der weitaus überwiegenden Zahl der Untersuchten (auch der Erwachsenen) die hellen Töne: von den 89 erwachsenen Männern über 21 Jahre hatten nur 3 braune und 2 schwarze Haare (also etwa 8% nicht blondhaarig); bei den Frauen waren es 6 mit braunem und 4 mit schwarzem Haar (etwa 15%); auch in der Haarfarbe zeigt sich also bei den Frauen die fremdrassige Komponente stärker; vielleicht wird man den Schluß ziehen können: das offenbar dunkle und kurzköpfige Rassenelement ist mit größerer Wahrscheinlichkeit durch eingewanderte Frauen als durch zugezogene Männer auf die Insel gekommen: eine bei einem Seefahrervolk nicht seltene Erscheinung.

Die Augen zeigten bei den 199 Individuen bei

$$\begin{array}{rcl} 163 & = & 81,9\% \text{ blaue bis graue Farbe,} \\ 22 & = & 11\% \text{ ausgesprochene Mischfarben,} \\ 14 & = & 7\% \text{ braune Farbe.} \end{array}$$

Auch bei der Augenfarbe ist also der helle, nordische Typ bei weitem in der Überzahl.

Die Körpergröße der Spieterooger ist bedeutend: die durchschnittliche Größe der erwachsenen Männer betrug 172,5 cm, die Größenmaße der Männer schwankten zwischen 158 cm und 189 cm; auch in der Körpergröße zeigt sich also der Einfluß der nordischen Rasse sehr deutlich.

Auch Ruhnau zitiert die oben erwähnte von Allmers gegebene Habitus-schilderung des „Friesentyps“, meint aber, dieser läme bei der Bevölkerung Spieteroogs „rein überhaupt nicht, in Mischformen vereinzelt“ vor, der zweite (nach Allmers der niedersächsischen Geesttypus) sei dagegen verhältnismäßig häufig. Dem Habitus nach wären demnach die Spieterooger mehr niedersächsische Geest- als friesische Marschleute, — falls sich nämlich die von Allmers gegebene Unterscheidung zwischen „friesischem“ und „niedersächsischem Typus“ wirklich in dieser Schärfe durchführen läßt, was mir einigermaßen zweifelhaft erscheint, schon weil Friesen und Niedersachsen gemeinsamer Abstammung sind; immerhin könnten Umwelteinflüsse verändernd gewirkt haben.

#### Nord-Friesen.

Aus diesem Gebiet sind bisher zuverlässig zu Friesen gehörende Schädel überhaupt noch nicht wissenschaftlich bearbeitet worden; auch von den germanischen Urbewohnern des Gebietes, den Ambroten, sind nur prähistorische Reste ihrer Kultur bekannt; in der Stein- und Bronzezeit ist das Gebiet (es war

viel ausgedehnter, die See hatte noch nicht so viel Land zerstört) dicht besiedelt gewesen.

Zweifellos sind unter den von Trost<sup>61)</sup> beschriebenen Hamburger Schädeln manche, vielleicht sogar eine ganze Anzahl, friesischer Abstammung, aber sie sind als solche nicht erkennbar; friesisches Blut ist nachweisbar auch in der Bevölkerung Hamburgs und überhaupt des Elbmündungsgebietes aufgegangen, aber auch diese Elemente sind nicht von den anderen germanischen mit Sicherheit zu trennen; wenn also Virchow 2 Schädel aus Kurland aus den Vierlanden als möglicherweise friesischer Abstammung ansieht, so ist das nicht zu beweisen; ihre Form spricht eher dagegen<sup>62)</sup>.

Auch für das nordfriesische Gebiet haben die von R. Virchow angeregten Schullinderuntersuchungen bezüglich der Farben sehr interessante Ergebnisse gezeigt. Fassen wir die drei Bezirke zusammen, in denen die Nordfriesen hauptsächlich (aber z. T. mit schleswigischer Bevölkerung gemischt) wohnen, die Kreise Eiderstedt, Hufum, Tondern, so finden sich unter den Schullindern:

blaue Augen bei . . . . .	52,87 %
graue Augen bei . . . . .	34,38 %
also helle Augen insgesamt . . . . .	87,25 %
braune Augen bei . . . . .	13,51 %
blonde Haare bei . . . . .	81,10 %
braune Haare bei . . . . .	17,67 %
schwarze Haare bei . . . . .	1,24 %
rote Haare bei . . . . .	0,46 %

R. Virchow hat den reinen „Blonden-Typ“ (blaue Augen, blondes Haar, weiße Haut) und den „Brünetten-Typ“ (braune Augen, schwarzes Haar, braune Haut), also die beiden Extreme, für die sogenannten Uthlande (die besonders von Friesen bewohnten Inseln Jöhr, Sylt, Pellworm, Nordstrand, Amrum, Romoe) extra berechnet:

Blonder Typ . . . . .	52,81 %
Brünetter Typ . . . . .	0,55 %

Vergleicht man diese Tabellen mit denen Ostfrieslands, so fällt auf, daß die hellen Farben und Farbkombinationen hier noch häufiger sind, als dort.

Kurz erwähnen möchte ich hier, daß einst ein Berliner Arzt<sup>63)</sup> bei einem kurzen Aufenthalt auf Sylt und Jöhr einige Leute „anthropologisch untersucht“ und daraufhin die fahrlässige Behauptung aufgestellt hat: „Sylt und Jöhr waren weder blond noch dolichocephal, sondern in beiden das Gegenteil, dunkel und brachycephal; überdies degeneriert, mit Körperfehlern und Geisteskrankheiten behaftet“. Er hat damit viel Unheil angerichtet und die Nordfriesen gänzlich unberechtigt in einen üblen Ruf gebracht. Wie so viele merkwürdige anthropologische Anschauungen ist auch die des Berliner Arztes, trotzdem sie längst widerlegt war, weiter verbreitet worden, und noch in der neuesten Auflage von R. Martins Lehrbuch<sup>64)</sup> findet sich der Satz: „Eine extreme Form der Brachycephalie, sogenannte Isocephalie, ist in besonders hohem Prozentsatz bei den Halligfriesen

<sup>61)</sup> S. Trost: Prüfung d. relativen Maße von Szombathy an Hamburger Schädeln. Arch. f. Anthr. N. S. Bd. 20, 1924.

<sup>62)</sup> R. Virchow: Beiträge z. phys. Anthr. d. Deutschen. Berlin, 1877, S. 311 ff.

<sup>63)</sup> A. Waldenburg, Das Isocephale Element unter Halligfriesen und jüdischen Taubstummen, Berlin 1902.

<sup>64)</sup> R. Martin, Lehrbuch d. Anthropologie, 2. Aufl. 1928, S. 782; auf die Resultate Meiners ist nur kurz hingewiesen.

(Nordfriesland und Inseln), die eine stark degenerierte Bevölkerung darstellen, . . nachgewiesen worden“. Jeder, der Nordfriesland aus eigener Anschauung kennt, kann über diese Behauptungen nur den Kopf schütteln. Schon Meisner<sup>65)</sup> hatte gezeigt, daß sich die Wehrpflichtigen aus diesem Gebiet durch besonders guten Bau und sehr erhebliche Körpergröße auszeichneten; mindermäßige gab es auf Sylt und Jöhr überhaupt nicht! Die Sylter hatten 82,8% Mittelgröße (162 bis 170 cm) und 17,7% Große (über 170 cm), die Jöhrer 59,3% Mittelgröße und sogar 57,1% Große! Von irgendwelchen Degenerationsmerkmalen erwähnt Meisner gar nichts; zum Schluß spricht er von dem „vorwiegend blonden Volkschlag und seiner stattlichen Körpergröße“. Ausführlich hat sich dann O. Ammon mit dem Berliner „Anthropologen“ auseinandergesetzt<sup>66)</sup>: er sagt unter anderem: „man darf einigermaßen bezweifeln, ob seine Beobachtungen, die er an beliebigen oder nach vorgefaßter Meinung ausgewählten Individuen anstellte, wirklich eine weitgehende Verallgemeinerung zulassen“. Es geht aus der Waldenburgschen Arbeit nicht hervor, nach welchen Gesichtspunkten er sein Material ausgewählt hat, auch nicht, ob es sich wirklich um eingeborene Friesen oder um irgendwelche Fremde handelte; ein die heimische Bevölkerung wirklich „repräsentierendes Material“ stellen die Leute sicher nicht dar; der Widerspruch gegen die Feststellungen Meisners sind auch gar zu auffallend!

Sehr wichtige Hinweise verdankt die Rassenkunde neuerdings der Blutgruppenforschung. In Schleswig-Holstein ist schon ein recht erheblicher Hundertsatz der Bevölkerung untersucht, und zwar hauptsächlich durch P. Steffan und M. Gundel<sup>67)</sup>; letzterer stellte von nicht weniger als 19 480 Personen die Blutgruppe fest. Es ergab sich dabei folgende Verteilung:

Blutgruppe	AB	fand sich in	4,7 %	der Fälle,
"	A	" " "	43,4 %	" "
"	B	" " "	12,4 %	" "
"	O	" " "	39,4 %	" "

wobei sich Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Individuen nicht zeigten; der (nach Hirszfeld berechnete) Biochem. Index betrug 2,8.

Herkunft	AB	A	B	O	Biochem. Index
Großstadt Kiel . . . . .	5,0 %	42,6 %	14,3 %	38,0 %	2,4
Kieler Kliniken . . . . .	4,9 %	43,4 %	13,1 %	38,6 %	2,6
Mittelgroße Städte . . . .	4,6 %	42,5 %	11,5 %	41,3 %	2,9
Kleine Städte . . . . .	4,6 %	45,8 %	11,6 %	37,9 %	3,1
Land (einschl. der kleinen Städte und Flecken) . . .	4,8 %	43,7 %	10,6 %	40,8 %	3,1

<sup>65)</sup> Meisner, Zur Statistik der Körpergröße der schleswigischen Wehrpflichtigen. Arch. f. Anthropol. Bd. XIV. 1882.

<sup>66)</sup> O. Ammon, Die Bewohner der Halligen. Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biologie. Berlin 1904. S. 34 ff.

<sup>67)</sup> P. Steffan: Weitere Ergebnisse der Rassenforschung mittels serologischer Methoden. Beibl. 13. Arch. f. Schiff- und Tropenhygiene, Bd. 29, 1928, S. 369—391 und M. Gundel: Rassenbiolog. Untersuch. an der schleswig-holsteinischen Bevölkerung unter Anwendung der Blutgruppenbestimmung. Zeitschr. f. Immunitätsforsch. Bd. 89, 1928, Heft 1/2 S. 180 ff.

Bei der Zerlegung des Materials nach dem Wohnort der untersuchten Personen „konnten große Unterschiede in der Blutgruppenverteilung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen aufgedeckt werden“, was sich aus vorstehender Tabelle ergibt.

Es zeigen sich also deutlich beträchtliche Unterschiede im Hundertsatz von A, B und im biochem. Index zwischen Stadt- und Landbevölkerung: je größer die Stadt, desto häufiger ist B (desto niedriger ist der Index), je ländlicher die Herkunft der Personen ist, desto geringer ist der Hundertsatz von B und desto höher ist der Index. Da nun A und ein hoher Index nach allen bisherigen schon sehr zahlreichen Beobachtungen bei der nordischen Rasse sehr häufig sind, B und ein niedriger Index aber auf das Vorhandensein eines fremden Rassenbestandteiles hinweisen, geht aus der Tabelle hervor, daß die schon weiter oben geäußerte Anschauung, die Städte bildeten das Einfallstor für fremde Elemente, richtig ist. Für Schleswig-Holstein besonders erwähnt Gundel ausdrücklich: „Ein sehr großer Prozentsatz der städtischen Bewohner ist aus anderen Gegenden Deutschlands gegen Ende des 19. Jahrhunderts zugewandert. Am meisten wichen daher auch von den Landbewohnern die Personen aus stark industrialisierten Städten ab“. Aber auch die Landkreise zeigten Unterschiede; Gundel konnte drei große Gruppen voneinander trennen: „Die im Osten und Süden der Provinz gelegenen Landkreise zeichnen sich durch eine besonders starke Zunahme von B aus, die wir durch die andere Zusammensetzung der Bevölkerung erklären konnten (östlicher Einschlag bzw. starke Industrialisierung der im Süden gelegenen Kreise)“.

Verblüffend groß wurde der Unterschied zwischen Land- und Stadtbevölkerung, wenn man die Geburtsorte der Eltern der Untersuchten berücksichtigte; da zeigte sich nach den Zusammenstellungen von G., daß Personen, deren beide Eltern in schleswig-holsteinischen Städten geboren waren, einen biochem. Index von durchschnittlich nur 1,6 (und die Blutgruppe B in 18,1%) hatten, während die Personen, deren beide Eltern auf dem Lande geboren wurden, den ganz umgekehrt hohen, bisher nirgends in Deutschland gefundenen, durchschnittlichen biochem. Index von 9,9 aufwiesen und B nur in 1,8% vorkam!! In der „städtischen“ Bevölkerung der obigen Tabelle sind also auch zahlreiche „ländliche“, in die Stadt zugewanderte Personen enthalten, die den Index der „Stadtbevölkerung“ größer erscheinen lassen.

Bei den Personen, deren beide Eltern aus der Stadt stammten, ergab sich folgende Blutgruppenverteilung:

AB: 9,5%, A: 33,3%, B: 18,1%, O: 39,0%, Index: 1,5,

bei denen, deren beide Eltern vom Lande stammten:

AB: 4,2%, A: 53,1%, B: 1,6%, O: 41,0%, Index: 9,9.

Der Unterschied ist also gewaltig! Aus den Untersuchungen geht weiter hervor, daß bei der nordischen Rasse (die Landbewohner in Schleswig-Holstein sind sehr viel reinerassiger nordisch) in der Tat die Blutgruppe A vorzuherrschen scheint und daß B vielleicht ursprünglich ganz gefehlt hat!

Die Untersuchung der hauptsächlich von Friesen bewohnten Kreise Süd-Tondern, Husum und Eiderstadt (zu welchem die Inseln gehören) ergab, daß die Blutgruppe B bei der alteingesessenen Bevölkerung wahrscheinlich „vollkommen fehlt bzw. außerordentlich selten ist. Unter sämtlichen 91 untersuchten Frauen (Süd-Tondern) fand sich keine mit der Blutgruppe B“. Unter 130 untersuchten Personen des Kreises Husum gehörten nur 10 der Gruppe B an, wobei noch mehrere Personen mitgezählt sein dürften, die im Kreise nicht bodenständig sind.

Bei der Inselbevölkerung mit typisch schleswigschen Familiennamen (leider nur eine kleine Zahl war untersucht) ergab sich folgender Befund:

AB: 5, A: 29, B: 0, O: 28 Individuen.

Auch die Blutgruppen-Untersuchung weist also darauf hin, daß die Nordfriesen in der Hauptsache aus Angehörigen der nordischen Rasse bestehen.

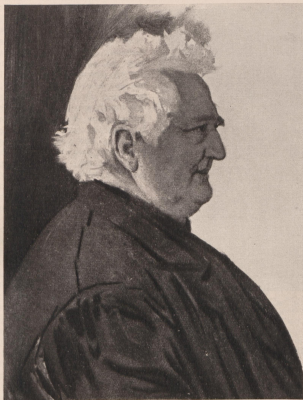


Abb. 37. Vertreter des „großen Typs“ in Nord-Friesland  
(nach O. Lehmann, Volk u. Rasse Bd. I, S. 31).

Eine sehr eindrucksvolle Schilderung der lebenden Nordfriesen verdanken wir O. Lehmann<sup>68)</sup>; er unterscheidet in der heutigen Bevölkerung zwei Typen:

<sup>68)</sup> O. Lehmann: Die Bevölkerung Nordfrieslands. In „Volk und Rasse“, Bd. I, Heft 1, 1926, S. 7—19.

„die hohen stattlichen Gestalten mit ihrem ernststen und nachdenklichen Gesicht heben sich ganz bestimmt von den kleineren Gestalten ab, die... durch ihre Beweglichkeit auffallen. Jene großen Gestalten sind es vornehmlich, die durch ihr Wesen und ihre äußere Erscheinung sich dem Fremden einprägen und die landläufige Vorstellung von den Friesen haben entstehen lassen“. Es sind „wohl durchwegs Langschädel“.



Abb. 18. Groß: Jacob Doppens aus Ulfersbüll  
Rein: Tomus Gottburgsen aus Horstede  
(nach O. Lehmann).

oder grau. Die weiße Hautfarbe läßt das Rot der Backen besonders beim weiblichen Geschlecht kräftig hervortreten. Die Köpfe gehören zu hochgewachsenen Körpern, die in der Jugend bager sind, im reiferen Alter dagegen sehr oft schwer werden. Dann bilden sich die würdigen Herren mit ihrer langsamen Bewegung, ihrer ruhigen und bedächtigen Sprache. Die in der Jugend schon scharf geschnittenen Gesichtszüge treten noch stärker hervor (Abb. 17 und 18); die meist gerade große Nase, darunter der ausdrucksvolle Mund, die hohe gewölbte Stirn und der große Schädel.“

Die großen, echt germanischen Gestalten sind meist die Besitzer der großen reichen Höfe, deren Gebiet schon im Mittelalter eingedeicht wurde.

Der neben diesen sich findende vom Lehmann unterschiedene zweite Typus hat durchwegs „eine kleinere Gestalt“; auch diese Leute „sind bager, bleiben aber meist auch im Alter bager“. Dieser Typus ist dunkler in der Hautfarbe, hat auch zuweilen braune Augen.“ „Auch bei ihnen fällt das scharf profilierte Gesicht auf, die starke Nase mit den starken Augenbrauen. Der Schädel ist aber nie-

mals so stark gewölbt, und die Stirn ist oft etwas fliehend. Die Gesichtslinie des Profils ist niemals so gerade, sondern bildet einen stärkeren Bogen, weil das Kinn meist zurücktritt. Im Verkehr mit dem Fremden sind auch sie wortkarg, verschlossen, aber trotzdem haben sie eine verschmitzte Art in der Unterhaltung. Sie sind beweglicher, und wer sie einmal beim Wollhandel beobachtet hat, wie sie auf ihren Vorteil bedacht mit dem Bruchteil eines Pfennigs zu handeln wissen und fest auf ihrem Preise beharren, der empfindet unwillkürlich den Unterschied in ihrem Benehmen gegen den großzügigeren Typus.“ Dieser Typus findet sich nach L. hauptsächlich auf den Halligen (Abb. 19).

Lehmann glaubt nun den Schluß ziehen zu müssen, die auf den weniger ergiebigen Halligen wohnenden Vertreter des kleineren, dunkleren Typs seien die Nachkommen der Ureinwohner, der Ambroten; die großen helleren dagegen die Nachkommen der eingewanderten Friesen, die als „friedliche Eroberer“ ins Land



kamen, das Land eindeichten und damit siedlungsfähig machten und jetzt noch auf den vor Jahrhunderten dem Meer abgerungenen fetten Ländereien sitzen. L. hat die Vorstellung, daß die einheimischen Ambronon bereits vor der Ankunft der Friesen Warften gegen das Sturwasser gebaut, daß die Friesen aber erst die Kunst des Eindeichens ins Land gebracht hätten.

Gegen diese Auffassung wird man doch erhebliche Bedenken haben müssen. Erstens haben wir keinerlei Veranlassung, anzunehmen, daß die Ureinwohner der jütischen Halbinsel gerade dunklere Farben und auch sonst allerlei ungermanische, unnordische Eigenschaften gehabt haben; im Gegenteil zeigt auch noch der heutige Befund, daß auch gerade die nichtfriesischen Bewohner der Halbinsel ganz ausgesprochen hellfarbig sind und auch sonst die Eigenschaften der nordischen Rasse vielleicht in stärkerer Ausprägung zeigen, als sonst eine deutsche Bevölkerung. Außerdem haben uns auch die Römer den mit den Cimbern und Teutonen nach Süden gezogenen Teil der Ambronon durchaus nicht anders geschildert, als jene germanischen Stämme; Reste der Ambronon sind im Gebiet der Heimat sitzen geblieben.

Zweitens zwingt uns nichts dazu, anzunehmen, daß die Ambronon bereits Warften angelegt haben, bevor die Friesen ins Land kamen; im Gegenteil liegt die Vermutung nahe, daß die Friesen auch die Kunst des Warften(Terpen-)baues aus der Heimat mitgebracht haben, zumal die ersten friesischen Einwanderer schon zu einer Zeit nach Nordfriesland gekommen zu sein scheinen, als sie auch in der Heimat noch in der Hauptsache auf den Terpen wohnten und die Kunst der Eindeichung noch wenig entwickelt war; das Jahr 857 wird in den Fulda'schen Annalen als Datum des Zuges des Rorik genannt, aber das dürfte nicht der erste Führer von Einwanderern gewesen sein.

Daß die großen Höfe hauptsächlich im Besitz des „großen“ und hellen Typus sind, läßt sich auch so erklären, daß dieser ruhige, überlegte und großzügige Menschenschlag für die Bewirtschaftung besser geeignet ist.

Der dunkle Einschlag ist also meiner Überzeugung nach weder alteinheimisch, noch mit den Friesen gekommen. Die Möglichkeiten des Eindringens auf anderen Wegen sind ja zahlreich genug. Nicht immer werden Schiffbrüchige beim Bergen des „Strandgutes“ erschlagen oder sonstwie umgekommen sein, und der unweit der Küste vorbeiführende Schifffahrt bringt ja Angehörige vieler Nationen in die Nähe. Frühere Seeräuberzüge werden manchen fremdrassigen Sklaven ins Land gebracht haben, und trotz der strengen Ehegesetze wird so hier und da fremdes Blut in die Bevölkerung eingesiekt sein. Im frühen Mittelalter wurden Sklaven aus den ja gar nicht weit entfernten Slawengebieten weitbin verhandelt, kamen



Abb. 10. Nordfries aus der Umgegend von Dithmarschen, kleinerer Typ (nach C. Lehmann).

sicher auch nach Nordfriesland und mischten ihr Blut schließlich mit den Einheimischen; selbst bis nach den holländischen Nordprovinzen ging dieser Handel (vielleicht waren die Nordfriesen dabei die Vermittler). Endlich sind die Städte mit ihrer 3. T. von weither kommenden Bevölkerung immer ein Einfallstor für fremdrassige Elemente. Auch die niederländischen Untersucher finden in den Städten einen größeren Hundertsatz Dunkelfarbiger und Kurzköpfiger und sind der Überzeugung, daß auch dort durch Vermittelung der Städte dauernd und seit langem fremdes Blut auch allmählich in die ländlichen Bezirke eindringt.

Es dürfte also unmöglich sein, in der heutigen Bevölkerung Nordfrieslands die eingewanderten Friesen von den einheimischen Ambrenen rassenanthropologisch zu trennen.

Auf jeden Fall zeigen alle bisher vorliegenden Beobachtungen, daß die Nordfriesen, ganz genau wie die West- und Ostfriesen, ursprünglich und in der Hauptsache auch heute noch ein Zweig der nordisch-germanischen Rasse sind.

### Zusammenfassung.

Nach den bisherigen anthropologischen Untersuchungen und auf Grund der urgeschichtlichen Forschung wird man sich Wesen und Werden des friesischen Volkes folgendermaßen vorzustellen haben: in den nördlichen Teil der heutigen Niederlande, die nach Beendigung der Eiszeit menschenleer und gegen Süden durch das breite wasser- und sumpfreiche Überschwemmungsgebiet der Rhein- und Maas-mündungen fast hermetisch abgeschlossen waren, wanderten im Mesolithikum (in der mittleren Steinzeit) aus Nordosten, aus Dänemark und Schleswig-Holstein kommend, die Träger der Ertebölle (Rjökkenmøddinger-) Kultur ein. Ihre körperlichen Reste hat man bisher in den Niederlanden noch nicht gefunden, so daß eine unmittelbare Untersuchung auf die Rassenzugehörigkeit unmöglich ist; da aber die in der Heimat, in der jütischen Halbinsel, gefundenen Skelettreste Formen zeigen, die zur nordischen Rasse gehören<sup>69)</sup>, bleibt kaum eine andere Annahme, als daß auch diese nacheiszeitlichen Urbewohner der niederländischen Nordprovinzen zur nordischen Rasse gehörten, also blonde, blau- oder graubäugige, langschädelige Menschen waren. Die Einwanderer setzten sich zunächst in dem hochgelegenen Gebiet der heutigen Provinz Drenthe fest; die jetzigen Provinzen Friesland und Groningen blieben noch lange unbefiedelt, da das von Mooren und Sümpfen durchsetzte und über weite Strecken immer wieder von Hochfluten des Meeres überschwemmte „amphibische“ Gebiet erst von einer höheren Zivilisationsstufe ab, erst seit Erfindung der „Warften“ („Terpen“) und Dämme befiedelt wurde.

Während der gesamten jüngeren Steinzeit waren die besiedelungsfähigen niederländischen Nordprovinzen ununterbrochen von einer nordischen Bevölkerung bewohnt, die dauernd mit der Bevölkerung Nordwestdeutschlands in Berührung blieb und aus diesem scheinbar unerschöpflichen Kulturzentrum immer neue kulturelle Anregungen und wohl auch neue Zuwanderer erhielt; die Nordniederlande waren während dieser Jahrtausende so zu sagen eine Kolonie Nordwestdeutschlands; Schuchhardt<sup>70)</sup> sagt: „Wes Stammes die Sachsen waren, des selben waren auch die Megalithgräberleute, gleichviel ob sie sich selber schon Germanen nannten oder nicht.“

<sup>69)</sup> O. Neche: Die Schädel aus d. Anceplunzeit v. Prigerber See usw. Arch. f. Anthropol. N. F. Bd. XXI, 1928, S. 122 ff.

<sup>70)</sup> Schuchhardt, Alteuropa. 1919 S. 341.

Aus dem nordniederländischen Gebiet sind auch aus dieser Zeit keine gut erhaltenen Skelette gefunden worden, die einen zuverlässigen Aufschluß über die Anthropologie der Bewohner ermöglicht hätten; nur aus dem Ende der Periode konnten zwei Skelette wenigstens soweit erhalten werden, daß man die Hauptformen des Schädels feststellen konnte (aus dem Grabbügel bei Tierßen); sie zeigen Eigenschaften, die innerhalb der Variation der nordischen Rasse liegen.

Während der Bronzezeit lassen die kulturpendenden Einflüsse aus dem germanischen Norden auffallend stark nach; die nordische Rasse sandte jetzt ihre überschüssige Bevölkerung nach dem Süden und besonders nach dem Osten; es macht sogar den Eindruck, als ob der größte Teil der Bevölkerung der Nordniederlande der gleichen Richtung gefolgt und abgewandert wäre; wenigstens sind aus dieser Periode die Funde sehr selten und zeigen nur armselige Formen; das Land muß während dieser ganzen Zeit fast menschenleer gewesen sein, zumal von Süden aus über das noch damals wohl kaum zu passierende Überschwemmungsgebiet des Rheines keine Einwanderer gekommen zu sein scheinen. — Aber g sagt: „Die Zivilisation ist offenbar während der ganzen Zeit auf Seiten der nordischen Kultur, nicht auf Seiten Westeuropas“.

Erst gegen Ende der Bronzezeit, in der V. und VI. Periode, beginnt in den Nordprovinzen Hollands neues Leben: aus dem germanisch besiedelten Hannover dringen neue Träger nordischer Kultur ein, die man nun schon mit Sicherheit wird als Germanen bezeichnen können; die Zeit ist etwa auf das 8. Jahrhundert v. Chr. anzusetzen. Diese Germanen siedelten sich zunächst auch erst wieder in dem flutfreien hochgelegenen Drenthe an; man wird sie als die „Ur-Grieken“ (die also aus Hannover stammten) bezeichnen können.

Allmählich scheint ihnen aber das Land zu knapp geworden zu sein, denn diese Ur-Grieken beginnen nun, etwa von 800 v. Chr. an, mit ungeheurem Wagemut und bewundernswerter Fähigkeit in die bisher unbewohnbaren, halb dem Meere gebörenden Gebiete Friesland und Groningens einzudringen und das Land in Jahrhunderte langem Kampfe dem Meere abzurufen. Sie erfanden die „Terpen“ (Warften), künstlich so hoch aufgeschüttete Hügel, daß die auf ihnen errichteten Wohnstätten über dem Wasserstande selbst der Sturmfluten lagen. Hier begruben sie auch ihre Toten, die in der niedriger gelegenen Umgebung ja von den Meeresfluten fortgespült worden wären. Die in den ältesten Schichten der Wohnbügel gefundenen Skelette zeigen nun wieder durchaus nordische Typen; irgendeine fremdrassige Beimischung läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Bei den Schädeln lassen sich drei Untertypen unterscheiden, die sich fast überall in den germanischen Ländern finden und Varianten der gleichen Rasse darstellen; es sind der in den deutschen Begräbnisstätten der Völkerwanderungszeit und des beginnenden Christentums so charakteristische, lange, schmale und hohe „Reibengraberstypus“, der sehr lange, auch schmale, aber etwas niedrigere „Sriterp-Typus“ (so genannt, weil er sich in den Terpen Friesland besonders häufig findet) und eine etwas kürzere und breitere Form, die dem sogenannten „Cro-Magnon-Typus“ nahe stehen dürfte, vielleicht mit ihm identisch ist; die beiden erstgenannten Typen sind ausgesprochen dolichocephal, die letztere mesocephal. Die Gesichtsform der Typen wechselt zwischen ziemlich breit und ausgesprochen schmal; die Gesichtshöhe ist aber fast stets sehr erheblich. Die Nasen sind meist schmal und gut profiliert.

Es macht nach den bisherigen Untersuchungen (die aber durch die Kleinheit der Serien beeinflusst sein können) den Eindruck, als ob der „Sriterp-Typus“ in

Friesland, der „Reihengräbertypus“ und der „Cro-Magnon-Typus“ in den Terpen Groningens etwas häufiger sei.

Die Römer dürften keinen rassenmäßigen Einfluß auf Friesland ausgeübt haben, denn ihr Siedlungs- und unmittelbares Einflußgebiet beschränkte sich in den Niederlanden auf die Rheinmündung<sup>71)</sup>, die sie aus strategischen Gründen besetzt hielten.

Die aus mittelalterlichen Terp-Schichten stammenden Schädel zeigen noch die gleichen Typen, wie die ältesten: also wiederum Angehörige der nordischen Rasse mit nicht nachweisbaren fremden Elementen; keinesfalls kann die mesozephalie („mittellange“) Form des „Cro-Magnon-Typus“ als Mischform angesprochen werden.

Für die Neuzeit stehen uns außer Schädeln auch Untersuchungen am Lebenden zur Verfügung. Da hat sich nun herausgestellt, daß auch heute noch zwar die Mehrheit der Bevölkerung durchaus den Typus der nordisch-germanischen Rasse zeigt, daß aber in alle Gebiete mehr oder weniger stark ein gewisser Hundertsatz fremder Elemente eingedrungen ist, die sich hauptsächlich durch kurze Köpfe und dunkle Farben auszeichnen und wohl mit der in Mitteleuropa, besonders auch Frankreich, weit verbreiteten sogenannten „alpinen“ (oder „ostischen“) Rasse zusammenhängen. Die extrem langen und schmalen Formen des „Reihengräber-“ und „Gräber-Typus“ sind auch heute noch, besonders in den ländlichen Bezirken, vorhanden, aber ihr Hundertsatz ist zurückgegangen.

Daß das nordische Element noch durchaus vorherrscht und für die niederländischen friesischen Gebiete charakteristisch ist, beweisen auch die Untersuchungen über die Verbreitung der Haar-, Haut- und Augenfarben: blondes Haar, blaue und graue Augen und rosigeweiße Haut sind noch heute durchaus in der Überzahl, und wirklich dunkel gefärbte sind sehr selten.

Das Eindringen dunkler und kurz-(rund-)köpfiger Elemente wird verschiedene Ursachen haben. Schon v. Hoelder weist darauf hin<sup>72)</sup>, daß auch überall in Deutschland „mit der Einführung des Christentumes in allen Gräbern“ eine „derartige Veränderung beginnt“ (er meint das Auftreten von kurzen runden Schädeln neben den bisherigen langgebauten), „welche nicht anders erklärt werden kann, als dadurch, daß die längst neben dem reinen germanischen Typus als Hörige oder Knechte vorhandenen Brachyzephalen von da an allmählich nicht mehr getrennt begraben wurden“ (in früheren Zeiten waren sie wohl nicht sorgfältig begraben worden, und daher sind ihre Skelette nicht erhalten geblieben). Auch durch den einst weitverbreiteten Handel mit slavischen Sklaven und Sklavinnen<sup>73)</sup> wurde eine derartige kurzköpfige Unterschicht geschaffen. Dazu kam, daß das Christentum zugleich mit anderen bewährten Einrichtungen die alten Ehegesetze abänderte. „Die merkwürdige körperliche Gleichförmigkeit der in den Reihengräbern liegenden Germanen erklärt sich nämlich vollständig aus den Bestimmungen ihrer vom 6. Jahrhundert an niedergeschriebenen Gesetzbücher bezüglich der Ehe; denn daß das so

<sup>71)</sup> Vgl. G. Holwerda, Die Römer in Holland. 18. Bericht. Deutsch.-archäolog. Inst. Römisch-germanische Kommission 1926. S. 8 u. 9. (Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Feiß.)

<sup>72)</sup> G. v. Hoelder: Über die in Deutschland vorkommenden, von Herrn Virchow den Friesen zugesprochenen nied. Schädelformen. Arch. f. Anthrop. Bd. XII. 1880. S. 343.

<sup>73)</sup> G. v. Hoelder, a. a. O., S. 381. „Der Handel mit Knechten meist slavischer Abkunft dauerte nach Dehio in Friesland bis ins 11. Jahrhundert fort.“

viele Jahrhunderte aufrecht erhaltene Verbot der Ehe zwischen Freien und Unfreien ein Hauptmoment zur Fixierung dieser Gleichförmigkeit war, bedarf keiner weiteren Begründung. Die Bestimmungen der Lex Frisonum in Betracht der Ehe sind nun ebendieselben, wie die der übrigen Gesetzbücher, und es ist deshalb anzunehmen, daß sie auch dieselbe Wirkung auf die körperliche Beschaffenheit der Friesen gehabt haben<sup>74)</sup>. — Im Altertum werden also die Bestimmungen der Lex Frisonum für die Reinerhaltung der Rasse gesorgt haben; mit dem christlichen Mittelalter werden die fremden Elemente langsam ins Volk auch der Friesen eingedrungen sein. Die Untersuchungen der Schädel haben das in der Tat gezeigt.

Fremdes Blut, wenn auch in geringem Ausmaße, werden auch die von Otto dem Großen im 12. Jahrhundert in Friesland angesiedelten Flamländer gebracht haben; zwar sind auch sie germanisch-nordischer Abkunft, aber sie hatten in ihrer Heimat eher Gelegenheit, fremde Elemente aufzunehmen<sup>75)</sup>.

Die Friesen haben im frühen Mittelalter Seeräuberzüge unternommen und werden sich von diesen wohl auch gelegentlich fremdrassige Sklaven mitgebracht haben.

Auch der Dreißigjährige Krieg und die Besetzung durch spanische Truppen können nicht ohne Einfluß geblieben sein.

In neuerer Zeit sind hauptsächlich die Städte Einfallstore aller möglichen fremdrassigen Elemente; ihre Bevölkerung kommt ja nicht selten von weit her; man denke nur an die wandernden Handwerksburschen.

Davon, daß sich bei den Friesen eine primitive Schädelform fände, wie auf Grund deformierter Schädel früher behauptet wurde, oder daß bei ihnen Desgenerationsmerkmale besonders häufig seien, kann keine Rede sein. Interessant ist, daß die Schädel der modernen Bevölkerung im Durchschnitt weniger geräumig sind, als die der alten Friesen: wahrscheinlich eine Folge der Beimischung fremder Elemente.

Die damals noch ungemischten nordisch-germanischen Friesen haben sich früh hauptsächlich nach Osten ausgebreitet und Ost- und Nordfriesland besiedelt. Auch in diesen Gebieten finden wir daher die gleichen anthropologischen Typen, wie in der westfriesischen Heimat: großgewachsene Menschen mit langen, großen, gut gewölbten Köpfen, mit blondem Haar, hellen Augen und weißer Haut, also Vertreter der nordischen Ur-Rasse; auch hier haben wir aber seit Jahrhunderten ein langsames Einsickern fremdrassiger dunkler und kurzköpfiger Elemente. Ost- und Nordfriesen unterscheiden sich rassistisch in keinem wesentlichen Punkte von der übrigen deutschen Bevölkerung der Nordseeküsten, was schon deshalb nicht überraschen kann, weil sie ursprünglich aus diesem Gebiete stammen, ihre Urheimat in Nordwestdeutschland haben.

<sup>74)</sup> H. v. Hoelder, a. a. O., S. 351.

<sup>75)</sup> H. v. Hoelder, a. a. O., S. 351.

## Ein Beitrag zur frühdeutschen Besiedlung Württembergs.

Von Dr. Walther Veed, Stuttgart.

**U**nser württembergischen Ortschaften werden urkundlich frühestens im 8. Jahrhundert erwähnt. Trotzdem müssen wir als sicher annehmen, daß ein großer Teil von ihnen in dem Zeitabschnitt, welcher auf die Besetzung des Landes durch die Alamannen — Schwaben folgte, gegründet wurde, also noch während der Völkerwanderungszeit. Um 200 erfolgte der Einbruch der Alamannen in Südwestdeutschland. In den ersten Jahrzehnten nach demselben mögen zwar noch keine festen Siedlungen entstanden sein, bald sahen sich aber die neuen Herrn des Landes gezwungen, das Land an die Volksgenossen aufzuteilen. Der Gründe, welche zu dieser Sesshaftmachung führten, sind mehrere. Ein weiteres Vordringen auf römisches Gebiet war ihnen zunächst unmöglich. Gelegentliche Vorstöße nach Gallien oder Italien scheiterten immer wieder an der Überlegenheit der römischen Waffen, den Römern gelang es bis ins 8. Jahrhundert hinein, die Rhein- und Voralpengrenze zu halten. Auf der anderen Seite verstärkte neuer Zustrom aus der alten Heimat die Volkszahl der Alamannen. Dazu kam dann noch das Nachdrängen anderer germanischer Stämme aus dem Nordosten, wie etwa der Burgunder, welche die Alamannen zur Einschränkung ihres Siedlungsraums zwangen. Bekannt ist ja, daß sie mit den Burgundern wegen der Grenzen öfter in Fehde lagen.

Wären wir nun allein auf die schriftliche Überlieferung angewiesen, dann dürften wir niemals hoffen, über die früheste deutsche Besiedlung des Landes und über die ersten deutschen Ortsgründungen gesicherte Kunde zu erhalten.

Nun hat sich die Ortsnamenforschung seit Förstemann und Arnold sehr mit der Frage der Ortsgründungen beschäftigt und sie glaubt auch gesicherte Unterlagen für die Entstehung der deutschen Orte, soweit sie in die schriftlose Zeit fällt, geben zu können. Es ist aber unmöglich, auf Grund der Ortsnamen allein einwandfreie Grundlagen für die Entscheidung dieser Frage zu erhalten. Die Ergebnisse der Ortsnamenforschung entbehren solange des Anspruchs auf unbedingte Zuverlässigkeit, bis es gelingt, ihre Richtigkeit — oder Unrichtigkeit — auf andere zuverlässigere Weise nachzuprüfen.

Es gibt nun, wie ich schon einmal in meinem Aufsatz „Alamannen und Franken in Württemberg“ in Heft 4 des 2. Jahrgangs von „Volk und Rasse“ nachweisen konnte, vollgewichtige Urkunden, welche uns über die Erkenntnisse der Ortsnamenforscher hinausführen können: Die vielen völkerwanderungszeitlichen Grabfelder, welche wir auf germanischem Boden finden. Leider ist es bis jetzt ja nur ganz vereinzelt gelungen, aus der Völkerwanderungszeit stammende Siedlungsereste im Erdboden nachzuweisen und zu untersuchen, in Württemberg z. B. ist man bisher überhaupt noch nicht auf solche Spuren gestoßen. Den Grund für diesen bedauerlichen Umstand finden wir darin, daß die völkerwanderungszeitlichen Siedlungen oftmals an der Stelle unserer heutigen Dörfer und Städte lagen, daß ihre Reste entweder durch den Bauschutt vieler Jahrhunderte überdeckt oder aber durch die Grundmauern späterer Gebäude vollkommen zerstört sind. Daß dieser Schluß richtig ist, bestätigt uns die Lage unserer Grabfelder. Sie befinden sich in der Regel am Rande oder gar im Weichbild unserer heutigen Ortschaften.

Da man nun die Toten damals wie heute nicht weit von den Wohnstätten der Lebenden begrub, so müssen wir die alten Siedlungen auch ganz in der Nähe der völkerwanderungszeitlichen Grabfelder, der Reihengräberfriedhöfe suchen, also dort, wo auch unsere heutigen Orte liegen. Die Tatsache, daß bei einem Dorf oder einer Stadt ein Reihengräberfriedhof nachgewiesen wird, berechtigt also zu dem Schluß, daß der betreffende Ort mit seinen Anfängen in die Völkerwanderungszeit zurückgeht. Über diese Feststellung hinaus aber können wir für die Entstehungszeit der betreffenden Ortschaft noch einen festeren Anhaltspunkt gewinnen, wenn wir daran gehen, die Beigaben der einzelnen Gräber chronologisch auszuwerten. Haben wir z. B. in einem solchen Friedhof Gräber des 5. Jahrhunderts, so dürfen wir schließen, daß er im 5. Jahrhundert benutzt wurde, und daraus ergibt sich zwangsläufig der Schluß, daß auch die zugehörige Siedlung schon im 5. Jahrhundert bestand, nicht aber daß sie erst im 5. Jahrhundert begründet wurde, sie kam unter Umständen älter sein. Sicherheit über die Entstehung eines Ortes erhalten wir erst, wenn es gelingt, den oder die Reihengräberfriedhöfe desselben restlos, Grab für Grab, auszugraben. Beginnen die Gräber etwa mit 350, dann ist auch die Gründung des Orts um diese Zeit gesichert. Leider sind wir noch weit entfernt von dem Ziele, das Alter der einzelnen Ortsnamengruppen etwa der —ingen-, der —heims, der —hausens, der —hofens, der —stetten-Orte usw. ganz genau zu bestimmen, denn dazu wäre es nötig, die Reihengräberfriedhöfe, welche bei den Orten dieser Namensgruppen vorkommen, in der eben geschilderten Weise zu untersuchen. Das ist aber noch nicht geschehen, trotzdem können wir auf Grund der schon im Besitz unserer Sammlungen befindlichen aus Grabfeldern dieser Ortsnamengruppen stammenden Funde chronologische Angaben machen, welche uns festere Anhaltspunkte geben als Schlüsse, welche auf anderem Wege gewonnen werden. Auf Grund einer sorgfältigen Aufnahme der württembergischen Reihengräberfriedhöfe, deren Ergebnisse demnächst gesammelt vorgelegt werden, soll im folgenden versucht werden, dies zu beweisen. Ich muß dabei besonders auf das Büchlein Vigers „Das Alter der württembergischen Ortschaften“ (Verlag des Schwäbischen Albvereins) eingehen, der, weil er unsere zuverlässigen archäologischen Quellen nicht heranzieht, zu manchen sehr ansehnlichen Ergebnissen kommt.

Viger sucht auf Grund von geologisch-geographischen und historischen Erwägungen für die Ortsnamenforschung feste Grundlagen zu gewinnen, um so die Entstehungszeit der Orte einzelner Namensgruppen fester umreißen zu können.

Es ist sicher richtig, daß die geologischen Verhältnisse der Landschaft, das Vorhandensein von gutem Ackerboden und von Wasser sowohl in vorgeschichtlicher wie in geschichtlicher Zeit eine Hauptbedingung für die Anlage menschlicher Siedlungen gewesen sind. Und so hat Viger richtig beobachtet, daß auch die ältesten alamannischen Siedlungen sich überall dort nachweisen lassen, wo diese Hauptbedingung erfüllt ist, daß aber dort, wo sie fehlt, auch die frühen Niederlassungen fehlen. Eine Ausnahme fällt ihm auf, daß die Gegend nordöstlich Oberringen, die Hohenloher Ebene, eine der fruchtbarsten des Landes, ganz der älteren Siedlungen entbehrt. Er findet dafür folgende Erklärung, „daß diese mit Lehm und Lettenkoble bedeckte Gegend dem älteren Ackerbau größere Schwierigkeiten bereitete, weil der Boden noch nicht durchlässig, noch nicht trocken genug war“. Man braucht nur auf das Strobgäu, die Gegend um Ludwigsburg zu verweisen, wo ganz die gleichen geologischen Verhältnisse vorliegen, wie in der Hohenloher Ebene, um den Irrtum Vigers nachzuweisen. Von der jüngeren Steinzeit ab war das Strobgäu stets dicht besiedelt.

Die Gründe für die Nichtbesiedlung der Höhenloher Ebene durch die Alamannen liegen auf einem ganz anderen Gebiet: Sie folgten bei der Landnahme den Spuren der Römer, sie haben sich überall dort niedergelassen, wo vor ihnen römische Siedler saßen. Der Limes bildete auch für sie noch eine Grenze. Nach Ammian XVIII 2, 18 zog Julian 359 bei seinem Rückzug gegen die Alamannen durch den Kraichgau, wo der Alamannenfürst Hortar gebot, in das Land der benachbarten Alamannenfürsten „bis in eine Gegend — sie heißt Capillacium oder Palas —, wo Grenzsteine das Gebiet der Alamannen und Burgunder schieden“ (ad regionem, cui Capillacii vel Palas nomen est). Das ist der Limes, der ja heute noch im Volksmunde in Württemberg Pfahlgraben heißt.

Einen Beweis für die Zuverlässigkeit dieser Mitteilung Ammians liefert uns die Aufnahme der völkerwanderungszeitlichen Reihengräberfriedhöfe Württembergs. Sie bestätigt die schon längst bekannte Tatsache, daß in den dem Limes vorgelagerten Landstrichen mit geringen Ausnahmen vor allem im Oberamt Ellwangen völkerwanderungszeitliche Ortsgründungen nicht nachweisbar sind. Das Land vor dem Limes war in römischer Zeit dichtes Urwaldgebiet, in dem die Römer keine Siedlungen duldeten. Als die Alamannen die Nachfolge der Römer antraten, haben sie diese Waldgebiete, den Welzheimer Wald, den Ohrnwald, der ja jetzt fast ganz gerodet ist, und die Wälder des Jagst- und Kochertals zunächst nicht besiedelt. Sie waren ihnen sogar, wie den Römern ein gewisser Schutz. Wir denken dabei an die Schilderung bei Cäsar bell. Gall. VI, 23, wo berichtet wird, daß es germanische Sitte war, daß ein Stamm rings um sein Gebiet Eiden und Wüstungen hatte, die ihm Schutz gegen plötzliche Überfälle gewährten. Durch dieses Waldland waren die Alamannen von den Burgundern geschieden, welche bis zum Anfang des 8. Jahrhunderts nordöstlich von ihnen in der Maingegend saßen. Zwar meint Bittor, daß die Burgunder bis über 400 hinaus den Norden Württembergs innehatten, aber es gibt aus dem württembergischen Norden keinen gesichert burgundischen Fund, während wir für den Nordwesten des Landes — und zwar westlich des Limes — eine ununterbrochene alamannische Besiedlung bis 490 durch Funde nachweisen können. Wohl war der Limes nach Ammian Grenze zwischen den beiden Stämmen, wohl haben sie nach Ammian XVIII 5, 11 wegen der Salzquellen — bei Hall oder Tiederns hall? — öftere Streitigkeiten gehabt, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß Württemberg östlich des Limes ganz ohne burgundische Spuren ist. Was wir an völkerwanderungszeitlichen Funden aus diesen Gegenden kennen, gehört der fränkischen Epoche, also der Zeit nach 800 an. Es ergibt sich daraus: Das Waldland im Nordosten Württembergs war vom 5. Jahrhundert bis zum Abzug der Burgunder um 400 Niemandsland, in denen weder Alamannen noch Burgunder siedelten, es war strittiges Grenzgebiet.

Noch anfechtbarer sind die Daten, welche Bittor für die Entstehung mancher Ortsnamengruppen gibt.

Bekannt ist ja der Kampf über die Entstehung der *-ingen-* und *-heim-* Orte. Die einen halten die *-ingen-*Orte für alamannisch, die *-heim-*Orte für fränkisch, andere wieder Orte mit den beiden genannten Namensendungen für germanisch. Bittor ist Anhänger der ersteren Theorie.

Es muß zugegeben werden, die *-ingen-*Orte häufen sich im alamannischen Teil Württembergs, die *-heim-*Orte im fränkischen Teil. Aber nicht unbedeutend ist andererseits der Anteil der *-ingen-*Orte im fränkischen Teil, der *-heim-*Orte im



alamannischen des Landes. Durch diese Tatsachen wird die Lösung der Frage sehr erschwert. Dürfen wir annehmen, daß im alamannisch gebliebenen Teil des Landes nach 536 eine fränkische Kolonisation einsetzte, daß die Gründung der -heim-Orte auf fränkische Siedler zurückgeht, daß der Frankenkönig also zur Sicherung seiner Herrschaft Franken in Alamannien mit Land begabte? Ich möchte es verneinen. Dagegen spricht, daß Theudebert I. 536 den Alamannen einen Herzog aus alamannischem Geschlecht gab, daß allem Anschein nach das Verhältnis der Alamannen zum Frankenkönig mehr das von in gewisser Abhängigkeit stehenden Bundesgenossen war. Erst Karls des Großen Vater, Pippin, machte dem mächtig und widerständig gewordenen alamannischen Stammesherzogtum ein Ende und nahm das Land in fränkische Verwaltung. Die fränkische Verwaltung alamannischen Gebiets beginnt also erst mit den Karolingern. Sie erst sind es, welche das alamannische Herzogsgut als Königsgut an sich zogen und teilweise weiter an fränkische Große vergaben. Die Entstehung der fränkischen Grafschaften in Württemberg fällt erst in die karolingische Zeit. Hätten wir mehr schriftliche Quellen, so würden wir über diese Dinge klarer sehen.

Noch aus einem anderen Grunde kann man die -heim-Orte nicht als typisch fränkische Gründungen ansprechen. Ich habe mich über diese Frage schon einmal im 15. Bericht des historischen Vereins Heilbronn S. 8 ff. ausgesprochen. Auf Grund archäologischer Funde, welche man mit vollkommener Sicherheit aufs 4. bzw. 5. Jahrhundert ansetzen muß, ist dort der Nachweis erbracht, daß ein Teil der -heim-Orte, als Beispiele sind Wahlheim, Untertürkheim, Kornwestheim, Heidenheim und Schretzheim, das letztere in Bayrisch-Schwaben, genannt, mit ihrer Entstehung in die vorfränkische Zeit fallen müssen. Auch Roigheim und Pfahlheim bei Ellwangen weisen solche Funde auf.

Vizier wendet dagegen ein, daß wir teilweise bei den genannten Orten Funde aus prähistorischer und römischer Zeit haben. Man könne im Zweifel sein, wie man das Alter derselben bestimmen wolle, da man gewöhnlich nicht wisse, ob die Fundlücken zwischen der älteren und jüngeren Siedlung nicht ausgefüllt würden. Er rede nur vom Alter der Ortschaften, soweit sich ihr deutscher Name zurückverfolgen lasse.

Demgegenüber wäre folgendes zu sagen: Auch ich rede nur von der deutschen Besiedlung. Ich stelle klipp und klar fest, daß bei den genannten -heim-Orten die Besiedlung durch Alamannen in vorfränkischer Zeit erfolgt ist. Und ich möchte gleich beifügen, wir können mit Bestimmtheit erwarten, daß sich die Beispiele noch vermehren lassen, wenn man einmal die Reibengräberfriedhöfe bei anderen -heim-Orten untersucht. Nun behauptet Vizier, unsere Funde bewiesen nur, daß an den von mir genannten Orten einmal eine ältere alamannische Siedlung bestanden habe, er nimmt fränkische Neugründungen an derselben Stelle an. Auch diese seine Annahme stimmt nicht mit den archäologischen Tatsachen überein. Denn unsere Funde von Heidenheim, Pfahlheim, Schretzheim, Untertürkheim beweisen eine ununterbrochene deutsche Besiedlung von der vorfränkischen Zeit bis in die Zeit des christlichen Mittelalters. Ein anderer Einwand von ihm ist dann, die Orte seien aus unbekannten Gründen umgetauft. Damit aber schaltet er die Ortsnamenforschung als zuverlässig für die Siedlungsgeschichte aus.

Recht eigenartig mutet ein Beweis von Vizier an: „Völlig unwahrscheinlich ist es, daß Alamannen, Burgunder und Franken, diese drei verschiedenen Völker, die das eheste -heim-Gebiet am Rhein und Main nacheinander besetzt

bielten, die durchaus einheitliche, ganz und gar bürokratisch langweilige tausendmalige Bezeichnung von Ortschaften mit den Namen -heim, -heim, -heim usw. geschaffen haben. Diese durchgreifende Tat muß von einem einzigen, militärisch uniformierenden Volk ausgegangen sein, nachdem das Land erobert und nun besiedelt und politisch geordnet wurde, und dieses eine Volk können nur die Franken gewesen sein.“ Eine solche Beweisführung kann nicht überzeugen: da könnte ein anderer einen ähnlichen Satz prägen, indem er statt langweilige tausendfache Bezeichnung von nebeneinanderliegenden Ortschaften mit -heim, -heim, -heim setzt mit -ingen, -ingen, -ingen, um die alamannische Herkunft der -ingen-Orte zu beweisen, und wir hätten dann damit die Beweise dafür, daß die -heim-Orte fränkisch, die -ingen-Orte alamannisch sind. Neuerdings hat sich Bohnenberger in einem Aufsatz „Bodenfunde und Ortsnamen“ in den Württembergischen Vierteljahrsheften 1928 S. 30 ff. mit den -heim-Orten befaßt. Er gibt zwar die Richtigkeit meiner Ansicht von der Entstehung mancher -heim-Orte in vorfränkischer Zeit zu, erklärt das aber damit, daß sich bei der Anlage der -heim-Orte (bzw. bei deren Umgestaltung aus alamannischen -ingen-Orten) nicht etwa die Bewohner in ihrer Gesamtheit fränkischen Bluts und fränkischer Sitten waren, sondern daß die -heim-Orte im Besitze fränkisch gesinnter Leute waren und daß sie eine Entlohnung für fränkisch gesinnte Leute und eine Sicherung der fränkischen Oberhoheit bildeten. Bohnenberger sucht also die Ergebnisse der archäologischen Forschung mit denen der Ortsnamenforschung in Einklang zu bringen. Wenn man aber annehmen will, daß manche -heim-Orte etwa aus älteren alamannischen -ingen-Orten entstanden sind, so gibt man damit doch zu, daß es recht unzuverlässig ist, auf Ortsnamen siedlungsgeschichtliche Schlüsse zu bauen.

Leider sind auch die Daten, welche Bitzer für die Entstehung anderer Ortsnamengruppen gibt, recht unzuverlässig.

Nach ihm sind die -statt- und -stetten-Orte zunächst nur Plätze für Hirtten und Herden. Sie sind noch keine Wohnorte der alten Alamannen, sondern nur Weideaufenthalt für ihre Herden im Sommer. Sie liegen nach Bitzer häufig in wasserarmem Gebiet. Zu bleibenden Wohnplätzen wurden diese -stetten-Orte erst, als man gelernt hatte, mit Steinen zu bauen und gemauerte Zisternen anzulegen, also etwa in der Karolingerzeit.“

Zunächst einmal ist es nicht richtig, daß die Alamannen der Völkerwanderungszeit noch nicht den Steinhäufchenbau gekannt hätten. Ich werde in meinem Buche „Die Alamannen in Württemberg“ den Nachweis dafür erbringen. Aber die ganze Theorie von der Entstehung der -stetten-Orte in karolingischer Zeit ist ein Fehlschluß. Man denke nur an Cannstatt, das mit seinen sechs bis jetzt bekannten Reihengräberfriedhöfen sich als einen der dichtest besiedelten Punkte während der Völkerwanderungszeit erweist. Hier schloß nach Ausweis der Funde die alamannische Besiedlung unmittelbar an die römische an. Bei anderen 20 -stetten-Orten läßt sich durch Grabfunde wenigstens ihre Entstehung in der Völkerwanderungszeit nachweisen, einige müssen sogar schon nach den bis jetzt vorliegenden Funden eine stärkere Bevölkerung gehabt haben, z. B. Dürrenmettstetten OA. Sulz und Neßstetten OA. Balingen. Beide Orte haben mehrere Reihengräberfriedhöfe.

Die -hausen- und -dorf-Orte sollen nach Bitzer um 600 gegründet sein, Kunde aus 31 -hausen- und 23 -dorf-Orten sprechen für frühere Entstehungszeit.

«Weiler» und «hofen»-Orte hätten nach Bizer als Entstehungszeit 730 bzw. 748. Von 3 «weilers» und 14 «hofen»-Orten läßt sich ein größeres Alter nachweisen.

Damit fallen aber auch mehr oder minder alle weiteren Folgerungen Bizers.

In dem oben genannten Aufsatz „Alamannen und Franken in Württemberg“ habe ich auf S. 222 schon einen Überblick über die württembergischen Orte gegeben, welche durch Auffindung von Reibengräberfriedhöfen als völkerwanderungszeitliche Gründungen gesichert sind. Dies Verzeichnis möchte ich nach dem Stande vom Ende August 1929 ergänzen und berichtigen:

Gesamtzahl der Orte mit Reibengräberfriedhöfen . . .	505
Gesamtzahl der Reibengräberfriedhöfe . . . . .	760
«ingen	Orte sind vertreten . . . 179 mal
«beim	„ „ „ . . . 77 „
«hausen	„ „ „ . . . 31 „
«dorf	„ „ „ . . . 23 „
«statt (Stadt) u. «stetten	„ „ „ . . . 21 „
«bach	„ „ „ . . . 17 „
«hof und «hofen	„ „ „ . . . 14 „
«ach	„ „ „ . . . 12 „
«au	„ „ „ . . . 9 „
«berg	„ „ „ . . . 8 „
«bronn und «bronnen	„ „ „ . . . 8 „
«feld» und «felden	„ „ „ . . . 8 „
«beuten	„ „ „ . . . 5 „
«wangen	„ „ „ . . . 4 „
«weil	„ „ „ . . . 4 „
«weiler	„ „ „ . . . 3 „
Sonstige	„ „ „ . . . 82 „
	505

Hieraus ergibt sich zur Genüge, daß größte Vorsicht geboten ist, wenn man Ortsnamen zu siedlungsgeschichtlichen Rückschlüssen gebrauchen will.

Nur durch das enge Zusammenarbeiten von archäologischer, historischer und sprachgeschichtlicher Forschung wird es möglich sein, allmählich zu klaren Erkenntnis der frühdeutschen Siedlungsgeschichte zu kommen. Die Hauptaufgabe fällt dabei der Archäologie zu. Sie muß das Material für die Siedlungsforschung zusammentragen. Vieles ist da versäumt worden. Groß sind die Aufgaben für sie. Es genügt nicht, daß in Württemberg z. B. einige wenige Friedhöfe wissenschaftlich untersucht sind. Erst durch die Ausgrabung einer ganzen Anzahl von Friedhöfen verschiedener Ortsnamengruppen können wir allmählich Aufschluß gewinnen über das Alter derselben. Mit dieser Arbeit muß sofort begonnen werden, denn bei dem schnellen Wachstum unserer Ortschaften schwindet die Zahl der für Grabungen zugänglichen Friedhöfe immer mehr. Der Zeitpunkt ihrer Entdeckung ist zugleich der Beginn ihrer Zerstörung. Man begnüge sich aber nicht mit der Aufdeckung einzelner Gräber oder Grabgruppen, sondern versuche den Friedhof möglichst ganz auszugraben, aber immer unter Zuziehung von Sachleuten. Ein Laie, wenn er auch von den besten Vorsätzen beseelt ist, übersieht zu viel und oft gerade die wichtigsten Einzelheiten, auf die es ankommt.

# Die eiszeitlichen Kulturen in Europa.

Von Dr. Eduard Beninger, Wien.

Mit 3 Abbildungen.

Auch der Erdball hat seine Entwicklungsgeschichte. Das Bild der Erdoberfläche weist in den verschiedenen Zeiträumen der Entstehung große Wandlungen auf, die für den Geologen heute durchaus greifbar sind. Die Kenntnis des Wirkens der an der Erdoberfläche tätigen Kräfte ist bereits zu gesicherten Ergebnissen bezüglich der Gliederung der Erdgeschichte gelangt und unterscheidet vier große Abschnitte, von denen jeder wieder in mehrere Unterstufen zerfällt. Im ältesten Abschnitt haben sich noch keine sicheren Spuren von Lebewesen erweisen lassen, so daß die Zählung der Abschnitte erst nach diesem Vorspiel vorgenommen wird. In der sog. ersten Epoche finden sich die ersten Amphibien und Reptilien. Die zweite ist das Entwicklungsreich der großen Meeres- und Landreptilien, aber auch schon die ersten Säugetiere finden sich ein. Die dritte Epoche (Tertiär) gehört den Säugern. Wichtig ist die Tatsache, daß sich seit der Mitte des Tertiärs (Miozän) bis heute die Säugetierfauna unverändert verhält und keine wesentlich neuen Bildungen aufweist. Die vierte Epoche (Quartär) bringt erst den endgültigen Abschluß der Erdbildung durch das Eiszeitalter (Diluvium). Dann erst folgt die geologische Gegenwart (Alluvium), in der wir heute leben. Dem Eiszeitalter bringen wir vor allem aus dem Grunde größte Aufmerksamkeit entgegen, weil in ihm das erste, mit völliger Sicherheit beweisbare Auftreten des Menschen erfolgte.

Die großen Umstürzbewegungen der Erdkruste waren bereits im Tertiär beendet, im Eiszeitalter folgten sozusagen nur mehr die letzten Retuschen der Erdgeschichte. Vor allem entsprach die Verteilung der Erdoberfläche noch nicht der Gegenwart. So bestanden zu Beginn des Diluviums Landbrücken über Gibraltar und Sizilien nach Afrika (das seinerseits auch nach Asien breit angeschlossen war); die Mündung des Rheines war weit in die Nordsee vorgeschoben, so daß die Großbritannischen Inseln mit dem Festland zusammenhingen; auch in den Hochgebirgen, besonders in den Alpen, spielten tektonische Bewegungen eine wesentliche Rolle.

Die Frage nach dem Wesen der Diluvialzeit wird heute in vielen Büchern recht abenteuerlich beantwortet. Man zaubert erotische Bilder vor das Auge des Lesers, die geradezu an Nordpolverhältnisse erinnern; zumindest wird der Eindruck hervorgerufen, als ob ganz Europa von einer dicken Eismasse und mächtigen Schneefeldern bedeckt gewesen sei. Tatsächlich trifft dies aber nur insoweit zu, als nur die nördlichen Länder und die höheren Gebirge völlige Vergletscherungen aufwiesen und dies nur in gewissen Abschnitten des Diluviums. Denn das Diluvium besteht aus einer Reihe von Eiszeiten und von diese unterbrechenden Warmzeiten. Dies gehört zu den gesichertsten Ergebnissen der Forschung. Zwar gibt es noch immer Leute, die von einer einzigen, ununterbrochenen Zeit der Vergletscherung sprechen, doch hat dieser sog. Monoglazialismus nur mehr äußerst spärliche Anhänger, die bezeichnenderweise in Dilettantenkreisen zu finden sind.

Im Diluvium wechseln also eiszeitliche Klimadepressionen mit Zeitschnitten, die teilweise ein wärmeres Klima als heute aufweisen. Die eiszeitlichen Abschnitte des Diluviums darf man als Klimaverschlechterungen bezeichnen,

deren mittlere Jahrestemperatur gegenüber der heutigen um etwa 6 Grade tiefer liegt. Dies führte zur Klimakatastrophe, denn das nordische Inlandeis breitete sich in mächtiger Ausdehnung gegen den Süden aus und auf den höheren Gebirgen bildeten sich große Gletscherinseln, die sich allmählich vereinigten, ins Tal hinabstiegen und sich in das anschließende Vorland als flache Eiskuchen vorschoben. Die riesige Decke des nordischen Inlandeises bedeckte etwa ein Viertel der heutigen Festlandsoberfläche. In Europa findet sich die Südgrenze dieser zusammenhängenden Eismasse am Nordrande des Harzes, bei der Mährischen Pforte, bei Krekau und am Rande der Nordkarpathen. Die größte Eisansammlung der Gebirge stellte der Eispanzer der Alpen dar. Eisfrei blieb in Mitteleuropa demnach ein immerhin breiter Gürtel zwischen dem Nordrande der alpinen Vergletscherung und dem Südrande des nordischen Inlandeises, ferner ganz Frankreich und selbstverständlich die drei großen südeuropäischen Halbinseln. Wenn diese eiszeitlichen Abschnitte des Diluviums auch von Warmzeiten unterbrochen wurden, so drücken sie dieser Epoche der Erdgeschichte doch das augenfälligste Merkmal auf und haben ihr von seiten der Wissenschaft auch den bezeichnenden Namen eingebracht. Diluvium kommt von lateinisch diluere, d. i. wegschwemmen; es soll also die Überschwemmung durch die Eiwässer bezeichnet werden. Dies darf uns aber trotzdem nicht dazu führen, zu vergessen, daß das Eiszeitalter außer den glazialen Abschnitten auch warme Zwischeneiszeiten aufweist.

Die Frage nach der Ursache der Vereisungen kann heute auch nicht annähernd befriedigend beantwortet werden. Wohl sind einige geistreiche Hypothesen dafür aufgebracht worden, von denen wir einige anführen wollen. Man dachte an eine Änderung der Lage der Erdschneise zur Ebene der Bahn oder an eine Änderung der Erdbahn selbst. Auch einer Änderung des Kohlendioxidgehaltes der Luft hat man ursächliche Bedeutung zugeschrieben, wodurch die Ausstrahlung der Wärme beeinflusst worden sei. Geologen vertreten gerne die Ansicht, daß Schwankungen der Kontinentalshollen, also Umlagerungsvorgänge der Erdkrinde, die Klimasverschlechterung herbeiführt haben. Wir neigen mehr zu der Annahme, daß eine Verringerung der Wärmeausstrahlung der Sonne letzten Endes die Ursache der Eiszeit darstellt. Die verminderte Wärmezufuhr kann mehrere Ursachen haben, z. B. stärkere Sonnenflecktenbildung oder Durchgang unseres Sonnensystems durch einen kalten Teil des Weltraumes oder durch einen Nebel. Wenn wir es also für das Tadeliegendste halten, daß die Ursachen der Eiszeit außerhalb der Erde zu suchen sind, so muß doch betont werden, daß es für all diese Erklärungen keine stichhaltigen Begründungen gibt.

Auf gesichertem Boden bewegen wir uns bei der Fragestellung, wie es überhaupt möglich ist, eine ehemalige Vereisung nachzuweisen, welches die Anhaltspunkte sind, mittels derer man die einzelnen Abschnitte des Diluviums geologisch feststellen kann. Es sind dies vor allem die Grundmoränen und die Schotterterrassenbildungen, die heute im nicht vereisten Gebiete, aus dem sich die ehemaligen Gletscher zurückgezogen haben, offen daliegen. Auch der Löß ist in Europa als eine an die diluvialen Ablagerungen gebundene Erscheinung erwiesen. Er verdankt seine Entstehung den Staubstürmen des Eiszeitalters. Er ist ein steinfreier, lockerer, in der Struktur feinschröbriger, kalkhaltiger Verwitterungstaub verschiedenster Gesteine. Zum Großteil ist der Löß ausgeblasener Moränenstaub, es liegt aber auch nahe, daß ebenso das Verwitterungsmaterial des unvereisten Gebietes für die Herkunft in Frage kommt. Die Bedingungen der Lößbildung bilden das Freiwerden von Feinmaterial, kalte, aus dem Vereisungsgebiet wehende Winde

und kontinentales Klima. Es ist klar, daß sich auf diese Weise mannigfaltige geologische Profile ergeben, die für die Bestimmung der zeitlichen Aufeinanderfolge der einzelnen Ablagerungen überaus wichtig sind. Man ersieht auch daraus, daß die geologische Erklärung für die Kenntnis des Diluviums von ausschlaggebender Bedeutung ist. Die durch die Geologie gewonnenen Ergebnisse werden aber noch erhärtet durch die Kunde von Tier skeletten und Resten der Pflanzenwelt, die in den betreffenden Schichten aufgedeckt werden. Denn auch sie vermögen über das Klima Entscheidendes und Grundsätzliches auszusagen. Es ergibt sich ohne weiteres, daß ein Rentier, ein Mammut oder wollhaariges Nashorn seine Lebensbedingungen nur in einem glazialen Gebiet vorfindet, während sich der nackte Elefant oder ein Flusspferd als wärmeliebende Tiere kennzeichnen. An kälteliebender Flora haben wir arktisch-alpine Pflanzen. Auch für die große Zwischeneiszeit haben wir Belege aus einigen glücklichen Funden. So hat die Pontische Alpenrose nur in jener warmen Zeit, die mindestens zeitweise wärmer als die Gegenwart war, die Alpen bewohnt. Es wäre gänzlich unwissenschaftlich, für die warme Flora die Feuchtigkeit allein verantwortlich zu machen. Das Mooswachstum zeigt, daß wir mit einer Feuchtigkeitsperiode erst in einem späteren, minder warmen Abschnitt der Zwischeneiszeit rechnen dürfen.

Die Daseinsbedingungen für den Eiszeitmenschen waren in dem rauen Klima zweifelsohne oftmals sehr hart, untergruben aber nicht seine Lebensmöglichkeit. Berge von mehr als 1800 m Höhe trugen im eisfreien Gebiet Hauben ewigen Schnees. Auf den Vorbergen blühte eine alpine Flora mit Edelweiß und Alpenrosen, auf den niedrigeren Hängen wechselten Gemse und Steinbock. Die Täler durchzogen die Saigaantilope, Herden von Mammuten, Rentiere und Wildpferde, die hier in den waldlosen Lösssteppen und den Tundren mit kleinen Sträuchern (Polarweide, Zwergbirke, Silberwurz, Krähenbeere) einen idealen Tummelplatz antrafen. Im wärmeren Klima hauste der Mensch in Freilandstationen, in der Nähe von Gebirgen, im rauen Mitteleuropa war er aber oft gezwungen, Höhlen oder überhängende, schützende Felsdächer aufzusuchen. Jägerstationen finden sich vor allem in den Lössgebieten. Eine in den Löss vertiefte Wohngrube konnte in Niederösterreich (Lang-Mannersdorf a. d. Perschling) nachgewiesen werden.

Die Anwesenheit des Eiszeitmenschen ist entweder unmittelbar durch Aufindung von Skeletten in geologisch datierbaren Schichten oder mittelbar durch das hinterlassene Werkmaterial, das die zweckdienlichen Bearbeitungsspuren aufweist, aufzuzeigen. Der bis heute erhaltene damalige Kulturstand setzt sich größtenteils aus Steinartefakten zusammen, die durch die Technik des Menschen in eine bestimmte Form geschlagen oder zu beabsichtigter Zweckbestimmung mit Arbeitsretuschen versehen wurden. Als Material kommen in erster Linie die Kieselgesteine mit ihren verschiedenen Abarten des Quarz in Betracht; am geeignetsten erwies sich der Feuerstein, der sich in Form von Knollen in den Kalksteinen verschiedener geologischer Schichtungen, besonders in der mergeligen Kreide des Oberjenseins vorfindet. Seine große Härte bei leichter Teilbarkeit und muscheligen, scharfkantigem Bruch entsprach der Arbeitstendenz des eiszeitlichen Steinschlägers. In einem späteren Abschnitte des Diluviums (in der Schmalklinkenkultur des Cro-Magnon-Menschen) werden Waffen und Werkzeuge auch aus Horn, Knochen und Elfenbein hergestellt. Für die Anwesenheit des Menschen sprechen übrigens auch Grab- oder kultische Anlagen, dann die Erzeugnisse der Kunst und des Schmuckgewerbes (durchbohrte Zähne, Knochen, Muschel- und Schneuschalen;

ferner durchbohrte und undurchbohrte Amulette aus Stein, Perlen, Knochen und Bagat). Aber es genügt auch der Nachweis ehemaliger Feuerstellen, denn unter allen Lebewesen besitzt nur der Mensch die Kenntnis der Feuerbereitung. Der ehemalige Besitzstand an Holzgeräten, Sellen, Flechtwerk und anderem vergänglichen Materiale ist verschwunden. Bei Betrachtung eiszeitlicher Kulturen ist daher niemals zu vergessen, daß nur ein sehr geringer Bruchteil der Werkstätigkeit uns erhalten ist. Was wir heute dem Boden entnehmen, scheint auf den ersten Blick einseitig zu sein. Aber das bereits stattliche Fundmaterial läßt doch schon weittragende Schlüsse zu. Darum sei schon hier auf eine grundlegende Feststellung hingewiesen: In den verschiedenen Steinbearbeitungstendenzen des Eiszeitmenschen drücken sich Rassengegensätze aus.

Die Einlagerung der Funde in ungestörte, geologisch datierbare Schichten gibt die Handhabe zu ihrer relativen Altersbestimmung innerhalb des klimatologischen Verlaufes des Diluviums. Aber auch schon die einfache Stratigraphie, die Überlagerung zweier oder mehrerer Schichtkomplexe, erlaubt die Feststellung der genetischen Entwicklung der sie einschließenden Typen. Die reine Formenvergleichung kann lediglich dazu führen, die Typen von einander zu sondern. Wir hätten aber nur sehr wenig von der typologischen Erkenntnis, daß zwei Artefakte verschieden sind, wenn uns die stratigraphische Chronologie es nicht möglich machte, die Entstehung und Herkunft eines jeden Stückes wirklich zu verfolgen. Daraus wird wohl klar, daß chronologische Feststellung und typologische Untersuchungen Hand in Hand gehen müssen. Der chronologisch-geologischen Erklärung gebührt insoweit der Vorzug, als nur sie allein die genetische Entwicklung, die typologische Reihe eines Artefaktes und somit seine relative Datierung einwandfrei bestimmen kann. Es liegt in der Natur der Sache, daß die typologischen Normen doch erst aus der stratigraphischen Sachlage geschöpft werden können und müssen. Die Formenlehre ist eben das stereotype Ablesen der Eigenschaften, sie ist die Wissenschaft, welche die gegebenen Tatsachen näher kennzeichnet.

Was die chronologische Begutachtung betrifft, beruht sie fast ausschließlich auf der stratigraphischen Einlagerung der Fundschichten, die in der geologischen Sierung ihren wesentlichen Rückhalt besitzt. Profile mit geschlossenem Ablauf sämtlicher diluvialer Kulturen wurden in Frankreich wohl schon seit längerer Zeit mit einer gewissen Berechtigung erschlossen und aufgestellt, ihr ideeller Wert behauptete sich aber nur, und dies erkennt man erst jetzt, innerhalb des westeuropäischen Verhältnisse, abgesehen davon, daß sie die Erkenntnis der zugrunde liegenden Kulturkreise verschlossen. Man kam demnach also in Westeuropa zu einer Stufenfolge, die bloß das Auftauchen oder Eintreffen gewisser Vermischungsprodukte der verschiedenen Kulturkreise in dieser Umwelt aufzeigte. Dieses Periodensystem gliedert sich in das Altpaläolithikum (Chellén, Acheuléen, Moustérien) und Jungpaläolithikum (Aurignacien, Solutréen und Magdalénien). Diese große Zweiteilung steht aber im Widerspruche zu den drei Kulturkreisen, die die Komponenten der diluvialen Kulturen liefern. Dieses Diluvialschema besitzt ferner, rein als Stufenfolge genommen, auch für Mitteleuropa schon keine Berechtigung, da sich in den geologisch gleichaltrigen Schichten Mitteleuropas ein typologisch von Frankreich verschiedener Fundkomplex einlagert. Wenn sich demnach bei chronologischer Gleichzeitigkeit typologisch abweichende Verhältnisse vorfinden, so wird die Unzulänglichkeit eines aus zu engem Lokalmilieu geschöpften Idealprofils klar. Somit ist das veraltete Diluvialschema fallen zu lassen und an seine Stelle hat die Ausarbeitung der eiszeitlichen Kulturkreise zu treten.

Die Aufstellung von Kulturkreisen innerhalb der europäischen Diluvialkulturen fußt nicht nur auf typologischen und chronologischen Erkenntnissen, sondern auch auf den Forschungsergebnissen, in wie weit sich gleichartige, in sich geschlossene Fundmaterialien auf einen bestimmten lokalen Raum verteilen. Dieser Zweig der Forschung konnte erst in den letzten Jahren zu einem halbwegs gesicherten Erfolge führen. Voraussetzung dazu bildet nämlich ein gesichertes chronologisches Periodensystem und eine verfeinerte typologische Methode. Die Unterscheidung des Materialinventars eines Kulturkreises von einem anderen beruht



Abb. 1. Sautsteil.

wohl im wesentlichen auf der typologischen Vergleichung. Wenn der genetische Entwicklungsverlauf eines einzelnen Kulturkreises herausgearbeitet und vor allem chronologisch, d. h. durch geologische Sitierung, gesichert ist, kann aber auch seine Abgrenzung, sein Verhältnis und seine Wirkung auf einen anderen untersucht werden. Für die Diluvialzeit Europas kommen vor allem drei große Kulturkreise in Frage. Wir wollen sie zunächst einzeln vornehmen.

Die Sausteilkultur können wir als geschlossenen Kulturkreis in Südengland und Frankreich bis in die große Zwischeneiszeit des mittleren Diluviums zurückverfolgen. Durch glückliche Funde der letzten Jahre in England haben wir aber sichere Anhaltspunkte bereits aus dem Beginne des Diluviums. Unter den Forest-Bedschichten unweit von Cromer stieß man auf Kulturschichten, die bearbeitete Knollen in Feuerstellen bargen, so daß selbst ein in der Beurteilung von Solitben so skeptischer und zurück-

haltender Steinzeitkenner wie Breuil die Anwesenheit des Menschen für erwiesen erachtet. Damit ist die erste Brücke des Menschennachweises ins Tertiär geschlagen. Seit dem mittleren Diluvium fließen die Funde reicher, so daß sie bereits zur Erkenntnis eines Kulturkreises geführt haben, den wir in Westeuropa als beheimatet anzusehen haben. In der Zeit nach dem mittleren Diluvium, also in ihrer jüngeren Entwicklung, greift die Sausteilkultur dann auch auf die Pyrenäenhalbinsel und auf das Mittelmeergebiet über. In Mitteleuropa sind wohl ebenfalls ihre geistig-technischen Auswirkungen zu spüren, doch konnte sie hier nicht festen Fuß fassen, d. h. ihr Träger dürfte den Rhein nicht überschritten haben. Leider besitzen wir aus diesem Kulturkreise kein einziges Skelett, so daß wir von der physischen Beschaffenheit des Sausteilmenschen keine Vorstellung haben. Der Untertier von Heidelberg stammt wohl aus dem mittleren Diluvium; da er aber ohne irgendeine Beigabe gefunden wurde, steht er kulturell isoliert da. Der Haupttypus dieser Kultur ist der Sausteil, dessen jeweilige Ausarbeitung seine Zugehörigkeit zu einer der drei Unterstufen (Prächellén, Chellén und Acheuléen) erweist. Die Herstellung dieses Großgerätes hat man sich etwa folgendermaßen vorzustellen. Der Mensch legt in eine Hand einen ziemlich flachen Feuersteinknollen und haut von diesem mit einem groben Stein ziemlich ausholend und durch derben Abschlag Teile der Ober- und Unterseite und vor allem der Randpartien herunter. Die ersten primitiven Sausteile des



Prächelléen zeigen bereits das Wesentliche: das Zulaufen der scharfen Kanten des Knollenoberteiles zu einer Spitze. Der basale Teil ist noch von der rohen Steinkruste umgeben, diente wahrscheinlich auch noch als Griffansatz und war deshalb im Prächelléen kaum geschäftet. Der Faustteil diente gleichermaßen als Waffe und Werkzeug. Im Chelléen wird der Faustteil zur Gänze bearbeitet, das hat zur Folge, daß die scharfen Kanten das ganze Stück umlaufen. Man unterscheidet mandelförmige und ovale Faustel. Im Acheuléen tritt eine Vervollkommnung ein, die Konturen werden immer regelmäßiger, die Oberfläche verfeinert, die Breitseiten flach gemuschelt, der Profilschnitt geradlinig, der Querschnitt außerordentlich dünn. Diese verfeinerte Retuschierung wird natürlich nicht durch kräftiges Behauen erreicht, sondern durch leichtes, äußerst geschicktes Abschlagen. Die scharfkantigen Ränder wird man nur durch Druck und Pressung erzielt haben. Man spricht dann von Abschupung oder Muschelung. Bei sprödem Material



Abb. 2. Breitling.

(Quarzit, Ophit) werden natürlich die Typen roher und gröber. Aber der Feuerstein fügt sich dem Arbeitswillen des geschickten Steinschlägers. Die Faustteile mit scharfen Rändern erlauben kaum ein Anfassen mit bloßer Hand, sie werden sicherlich geschäftet gewesen sein. Die Prunkstücke dieser Muscheltechnik werden wegen ihrer Klingendünne auch nicht als Beile gedient haben, sondern als kräftige Dolchmesser. Die ovalen Faustteile von Schollenform werden gegen Ende des Acheuléen seltener, die Mandelform mit lanzenspitzenförmiger Gestaltung wird bevorzugt. Die Arbeitseinstellung dieses Kulturkreises besteht demnach in der Kernstücktechnik mit Schlagbearbeitungen auf beiden Seiten des Artefaktes. Neben diesem kennzeichnenden Haupttypus kennt die Faustteilkultur eine Anzahl begleitender Kleinformen. Sie werden nicht aus dem Kernstück selbst, sondern aus größeren Abschlagsplissen durch sekundäre Retuschierung der Oberseite hergestellt, während die flache Unterseite unbearbeitet bleibt. Längliche Späne gewann man durch einen geschickten, kräftigen Schlag mit einem harten Knollen auf eine horizontale Schlagfläche eines abgelappten Kernstückes (Auflage). Scharfkantige Splisse, die wie alle übrigen so gewonnenen Abschlüge oft noch die konvexe Schlagbeule tragen, konnten zumeist ohne Nachbesserung als Messer dienen. Die Faustteilkultur bevorzugt fast ausschließlich breite Abschlüge, die sie durch teilweise Bearbeitung der Ränder und Spitzen zu Bohren, Stacheln, Kratzern und andern Kleintypen zurichtete, die im Prächelléen noch deutlich colithisches Gepräge haben und erst im Spächelléen die Bedeutung von Begleittypen beanspruchen können.

Die Breitlingenkultur wurzelt dagegen östlich des Rheines, ihre älteste, unvermischte Kultur wird Prémousterien, besser noch „Ilmien“ genannt. Im Gegensatz zur Faustteilkultur fand man bisher ihre frühesten Spuren erst

im mittleren Diluvium. Doch liegt es nahe, ihre Vorstufen ebenfalls bis in den Beginn des Eiszeitalters zurückzuverlegen; vielleicht, daß dann als Urheimat der Norden Europas und Asiens in Betracht kommt. Freilich besitzen solche Annahmen nur hypothetischen Wert. Der Typenschatz des Ilmies ist nur negativ bestimmbar. Die Hauptmasse liefern breite, vom Kernstück (Knollen) abgegeschlagene Breitklingen. Diese zeigen wohl anfangs eine fortschrittlichere Bearbeitung als später, aber die sich später herausbildenden Haupttypen fehlen anfangs gänzlich. Bezeichnend ist, daß die unvermischte Breitklingenkultur wegen dieser Typenarmut für uns noch schwer zu erfassen ist, wir sind also gerade hier bei der Feststellung des Werdeganges fast ausschließlich auf die Chronologiebestimmungen der geologischen Fixierung angewiesen, ganz im Gegensatz zur Faustkeilkultur, wo wir oft schon am Typus selbst eine zeitliche Erklärung wagen dürfen. Damit gewinnt die Bezeichnung „faustkeilsfrei“ tiefere Bedeutung, da das einzig Positive die ausschließliche Wahl breiter Klingenabschläge darstellt. Während also der Leittypus der Faustkeilkultur aus einem Kernstück gearbeitet ist, schlägt hier der Mensch vom Knollen erst breite Klingen ab, um diese dann erst auf einer Seite oder nur auf der Arbeitskante zu bearbeiten. Es wäre verfehlt, die späteren Typen dieses Kulturkreises schon im Ilmien vorgebildet sehen zu wollen. Die ersten Ansätze dieser Kultur finden wir in Mitteleuropa, und zwar in der großen Zwischeneiszeit des mittleren Diluviums, so daß wir hier eine der Faustkeilkultur benachbarte, mit ihr gleichzeitig verlaufende Kultur besitzen. Ihr Träger ist der Neanderthaler (dessen physische Primitivität hier als bekannt vorausgesetzt werden kann). Es dürfte auf einem Zufalle beruhen, daß die meisten bisherigen Skelettfunde sich in ein scheinbar starres Schema einschachteln lassen. Dagegen spricht jedenfalls, daß schon in den frühesten Stadien der Kultur verschiedene Variationsformen gleichzeitig an einem Ort vertreten sind. So läßt sich nach Kramberger aus den Skelettresten, die aus der Höhle bei Krapina in Kroatien stammen, die Anwesenheit von drei Variationsformen, ferner das Auftreten von zarteren Gliedmaßen neben massiveren feststellen, so daß dadurch eine frühzeitige Variabilität innerhalb der großen Einheitlichkeit aller Skelette erwiesen wäre. Krapina ist für uns aber auch deshalb von Bedeutung, weil es beweist, daß der Neanderthaler schon frühzeitig sich von der Arbeitstendenz des Faustkeilmenschen beeinflussen ließ. Hier finden wir schon die übernommene Übermuschelung der Oberseite, die manchmal auch über die Ränder auf die Unterseite übergreift, und eine nachgeahmte Kernstücktechnik an dazu geeigneten plattensförmigen Abschlägen. Von nun an beginnt der große Kulturkampf zwischen dem Faustkeilmenschen und dem Neanderthaler. Der Neanderthaler übernimmt von der Technik seines Gegners: die Oberflächensretusche; die Ausbildung der Breitklinge mit Schaberkante zum Schaber (Racloir) durch Anpassung an den lanzeloiden Häufel des Acheuléen; die Annäherung der Handspitze an den gespaltenen Faustkeil; und den Häufel selbst, der zwar niemals die Form der Acheuléengentil gewinnt, sondern nur den größeren Vorstufen nachstrebt. Dagegen zeigen sich die ersten Vorstöße des Neanderthalers in die klassische Faustkeilkultur in der Kultur von La Micoque und in den Levalloistendenzen. Mit dem Zunehmen der Vereisung, die das mittlere Diluvium ablöst, wachsen diese beiden Kulturen immer enger und fester ineinander. Die eiszeitliche Mischkultur, das sog. Mousterien, besitzt nun als markante Typen Schaber (Racloir) und die Handspitze, die aber keineswegs angestammte Formen der Breitklingenkultur darstellen, sondern erst aus der Arbeitstendenz des Neanderthalers unmittelbar unter dem Einfluß des überlegenen Acheuléens entstanden sind. Das Vermischungsergeb-

nis der beiden Kulturen zeigt also, daß der kulturell tiefer stehende Neanderthaler technisch vom Jaussteilmenschen gelernt hat und willig sich dem kulturell führenden angeschlossen hat. Wichtig ist aber, daß als Sieger der Rassen der Neanderthaler hervorging, er wurde der physische Träger der Mischkulturen. Diese Tatsache, die aus dem uns bis jetzt zur Verfügung stehenden Kulturinventar klar vor Augen tritt, läßt einen tiefgehenden Schluß zu. Wenn wir nämlich dem Neanderthaler das selbständige kulturelle Höherstreben in allen Punkten absprechen müssen, wenn wir ihn in stetiger kultureller Abhängigkeit von dem sehen, über den er physisch den Sieg erringt, so liegt die Annahme nahe, daß die uns bisher unbekannte Rasse der Jaussteilkultur entwicklungsgeschichtlich höher stand als der Neanderthaler. Es ist heute nicht mehr daran zu zweifeln, daß der Neanderthaler unter den uns bekannt gewordenen Rassen die „primitivste Menschenrasse“ des Diluviums darstellt. Wenn ihm und seiner Kultur ein Erfolg beschieden war, so ist dies seiner konstitutionellen Anpassungsfähigkeit an das eiszeitliche Klima zuzuschreiben.

Wir sehen also, daß das Altpaläolithikum keine geschlossene Einheit darstellt, sondern sich auf zwei Urkulturen zurückführen läßt. Westlich des Rheines finden wir die Jaussteilkultur, die noch keine Skelette lieferte, östlich davon den Neanderthaler mit der Breittlingenkultur. Diese beiden Kulturkreise reichen bis ins mittlere Diluvium zurück, Spuren der Jaussteilkultur lassen sich sogar aus dem frühesten Beginn des Eiszeitalters nachweisen. Noch in der großen Zwischeneiszeit sehen wir die Einflüsse der technisch und geistig überlegeneren Jaussteilkultur auf den kulturell tiefer stehenden Neanderthaler in Mittel- und Osteuropa, bei Eintritt des folgenden Kältevorstoßes aber auch Zeretzungserscheinungen innerhalb der Jaussteilkultur infolge des Eindringens des Neanderthalers in Westeuropa. Das Mischungsergebnis der beiden Kulturen wird im eiszeitlichen Moustérien erreicht, das als einzigen physischen Träger den Neanderthaler kennt. Der Jaussteilmensch wich vor dem rauen Klima nach Süden aus und ließ sich zunächst in Nordafrika und dem nahen Orient nieder, wo er die Pluvialzeit besser überstand. Im Jungpaläolithikum erstreckte sich die Jaussteilkultur bereits von Afrika bis Hinterindien, ihr Kerngebiet dürfte nun in Südasien zu suchen sein. Wie wir noch hören werden, spüren wir auch im europäischen Jungpaläolithikum deutlich eine vorübergehende Ausstrahlungswelle aus diesen Gebieten. Zu diesen Ergebnissen ist man erst durch die Forschungen der letzten Jahre in Afrika und Asien gekommen. Es sind hier folgende Jaussteilkulturen aus der Zeit des ausgehenden Diluviums zu nennen: das Askalonien in Vorderasien, die Guban-Kultur im Somaliland, die Tumbas-Kultur im Kongogebiet, die zahlreichen Fundplätze in Südafrika, die Reo-Phay-Kultur in Hinterindien und Spuren in Vorderindien und auf Osumatra<sup>1)</sup>. Zu Beginn des Alluviums vermag dann die Jaussteilkultur wieder dauernd nach Europa zurückzusfluten; als Altcampignien hat sie dann wesentlichen Anteil an der Bildung des Neolithikums.

Aber auch der Neanderthaler blieb nicht durch lange Zeit der alleinige Bewohner des rauen, eiszeitlichen Europas. Vor dem letzten Eishochstand wird er von einer neuen Menschenrasse abgelöst. Im Süden Europas, vor allem in Spanien, hat er wohl noch ein letztes Bollwerk zäh verteidigt, aber dann ver-

<sup>1)</sup> Die geologische Verankerung dieser Kulturen in das ausgehende Diluvium ist teilsfalls durchwegs gesichert. Die Gleichsetzung erfolgt zumeist aus der Kenntnis des Kulturverlaufes innerhalb des eiszeitlichen Europas, oft also nur auf rein typologischen Wege. Es besteht demnach die Gefahr, „Rückzugskulturen“ ein höheres Alter zuzusprechen.

schwindet auch er vom Schauplatz unseres Kontinents. Ob die Rasse in sich völlig zusammenbrach und ausstarb oder von den neuen Herren Europas aufgerieben wurde, das läßt sich schwer entscheiden. Eines ist aber gewiß, daß der Neanderthaler (im Gegensatz zur Saufsteilkultur) außerhalb Europas nirgends eine greifbare Fortsetzung seiner Kultur hinterlassen hat. Wohl finden wir in Syrien und Nordafrika während des ausgehenden Diluviums Ausläufer seiner Kultur. Aber es scheint, daß der Neanderthaler in diesen Randgebieten seines ehemaligen Reiches eher geistig als blutsmäßig nachwirkte. Ich bin davon überzeugt, daß er als Rasse noch im Diluvium völlig aus der Weltgeschichte ausscheidet.



Abb. 5. Schmalflingens.

Im Jungpaläolithikum taucht in Europa plötzlich die Schmalflingenkultur auf. Sie muß bereits eine längere Entwicklung durchlaufen haben, darauf deuten wichtige, fortschrittliche Kulturgüter: die Kenntnis des Steinschliffes, der Steindurchbohrung und der Geweißschäftung, ferner die Herstellung von Waffen und Werkzeugen aus Knochen, Horn und Elfenbein; übertroffen werden aber alle diese Errungenschaften von der Befähigung des Menschen, seinem Geistes- und Gefühlsleben in Kunstwerken Ausdruck zu verleihen. Vielleicht gelingt es einmal, die Vorstufen dieser Kultur, die ins mittlere Diluvium zurückreichen müßten, anzutreffen. Vorauszusetzen sind sie jedenfalls, darüber gibt es keinen Zweifel. Vorderhand ist es daher schwer, Beweise für die Heimat dieser Kultur zu erbringen. Jedenfalls stehen sich jetzt zwei Ansichten scharf gegenüber. Die prähistorische Archäologie folgert folgendermaßen: nichts deutet in den immerhin sehr häufigen Funden plägen Europas darauf hin, daß die Schmalflingens-

kultur hier beheimatet sein könnte; da um diese Zeit in Nordafrika und Vorderasien die Saufsteilkultur lagert, könnte die jungpaläolithische Schmalflingenkultur vielleicht aus Nord- oder Mittelasien nach Europa eingewandert sein; entsprechende Funde sind dort aber bisher nicht gemacht worden. Von der biologisch-anthropologischen Forschung werden dagegen gewichtige Bedenken geltend gemacht: der Träger der Schmalflingenkultur (die Cro-Magnon-Rasse) sei eine Variante des *homo europaeus*; es sei nun ein völlig untragbarer Gedanke, daß im gleichen Erdraum, nämlich in Mittel- und Nordasien, sich zwei so außerordentlich und prinzipiell unterscheidende Rassen, wie die langköpfige europäische und die ausgesprochen kurz- und rundköpfige mongoloide (sie zeigen auch in zahlreichen anderen Merkmalen grundlegende Unterschiede) hätten entwickeln können, da zur Bildung derartiger großer Rassen absolute räumliche Trennung die allererste Voraussetzung bilde; und da als Ursprungsland der Mongoloiden nur Asien in Frage komme, bleibe eben nur übrig, den Ursprungsland der Europäiden außerhalb Asiens anzunehmen (diesen wichtigen Hinweis verdanke ich Herrn Prof. O. Reche). Wie wollen uns darauf beschränken, diese Meinungen zu Wort kommen zu lassen. Soviel wird jedenfalls klar, daß solche Fragen nicht einseitig, vom Standpunkt einer Spezialwissenschaft aus beantwortet werden dürfen.

Der physische Träger des Jungpaläolithikums war die Cro-Magnon-Rasse, mit der wir verwandtschaftlich schon sehr enge verknüpft sind. Obwohl gewisse

Gegensätze innerhalb der Rasse zu belegen sind, empfiehlt es sich trotzdem, eine einheitliche Gesamtheit anzunehmen. Aber auch hier herrschen über das Ausmaß Meinungsverschiedenheiten. Was das Kulturgut betrifft, teilt das französische Diluvialschema die neue jungpaläolithische Kultur in die Stufenfolge: Aurignacien, Solutrèen und Magdalénien. Tatsächlich verbirgt sich aber hinter dieser scheinbaren Formenentwicklung wiederum ein Kräftespiel mehrerer, zeitlich und kulturgeschichtlich verschiedener Kulturströme. Schon innerhalb der Entwicklung des Aurignacien spüren wir verschiedene Ausgangspunkte, wenn auch alle Fragen noch nicht völlig geklärt sind. Der kennzeichnende Typus ist der lange Abspliß, die schlanke, meist prismatische Feuersteinklinge, die mit ihrer mannigfaltigen Ausprägung dem auch sonst einseitig bearbeiteten Feuersteininventar das einheitliche Gepräge gibt. Das Aurignacien bevorzugt die Steiltretusche: von dem hohen, stumpfen Oberende der schmalen Klinge werden steil abfallend dünne Lamellen leicht abgeschlagen. Die umlaufenden Ränder der Klingen werden zumeist durch Drucktretusche hergestellt. Wird die ganze Spizenkante steil retuschiert, so entsteht der Hochträger, wird die Kante schmaler, so wird das Artefakt ein Kielträger, aus dem sich weiterhin ein Bogenstichel entwickeln kann. In der Entwicklung dieses Gerätes zeigen sich bereits ältere und jüngere Stufen innerhalb des Aurignacien, und es ist nicht ausgeschlossen, daß hier verschiedene kulturelle Zuströmungen eine Rolle gespielt haben. Das Solutrèen bringt in seiner ganzen Anlage eigentlich keine neuen Grundformen. Aber eine neue Technik, eine neue Arbeitseinstellung: die Flächentretusche auf beiden Seiten der Schmalllinge, sei es bloß an der Spitze (Kerbspitze) oder in vollständiger Übermuschelung (Lorbeerblattspitze). Bis vor Kurzem glaubte man, daß es sich um Nachwirkungen des Mousterien handelt. Es kann aber heute kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß es sich um den Einfluß der Faustkeilkultur handelt, die, wie wir gehört haben, vor der Alleinherrschaft des Neanderthalers nach Vorderasien und Nordafrika ausgewandert ist und nun von dort aus ihren Einfluß auf die Schmalllingenkultur wirken läßt, den wir in der Form der Solutrèenausprägung von Ungarn und Polen bis nach Nordspanien belegen können. Dauernd konnte die Faustkeilkultur aber nicht nach Europa eindringen; als Ursache dafür dürfen wir eine neue Kälteperiode des Diluviums annehmen. Auch das Magdalénien bleibt im wesentlichen eine angestammte Kulturausprägung der Schmalllingenkultur und liefert viele Beweise für das Weiterleben älter Aurignacienformen. Im Großen und Ganzen wird aber die Steinindustrie vernachlässigt, und nur das mikrolithische Material erfährt eine sorgfältige Bearbeitung. Die Knochenindustrie erreicht ihren Höhepunkt. Auch für das Magdalénien werden neue Zuströme aus der Heimat der Schmalllingenkultur geltend gemacht, es besteht aber auch die Vermutung, daß die neuen Elemente von einer ausgesprochenen jungpaläolithischen Knochenkultur stammen, die, wie manche aus den Funden aus Runda in Estland entnehmen zu können glauben, in Sibirien beheimatet sein könnte und sich nun über die europäische Schmalllingenkultur legt. Wir müssen noch eines Kulturkreises gedenken, der sich als Sonderentwicklung der Schmalllingenkultur schon frühzeitig in Südspanien und Nordafrika niederließ, das sog. Capsien, das anfangs dem Aurignacien sehr nahe steht, bei dem dann aber die Kleinformen überhand nehmen und das als Tardenoisien am Ende der Eiszeit seine geometrischen Sileces bis nach Nordeuropa schickt. Wir erwähnen diese Kultur deshalb, weil sie eine ansehnliche, bedeutende Kunstprovinz innerhalb der diluvialen Kunstentwicklung schuf: kompositionreiche Deckengemälde in Höhlen, Menschendarstellungen, Neigung zur Stilisierung und Polychromie. Der Aurignac-

Arcis liefert dagegen Zeichnungen auf Knochen und Stein, auch plastische Werke im primitiv-naturalistischen Stil; es herrscht die Einzeldarstellung, die Rubelage und die Wiedergabe von Tieren vor: es handelt sich hier eben um die Kunst-äußerung kriegerischer, aristokratisch ausgebildeter Jägervölker. Im östlichen Mitteleuropa finden wir als drittes großes Kunstgebiet den strengen Geometrismus: es dürfte sich hier um die Machtsphäre der agrarischen Faustkeilkulturwelle handeln, die wir archäologisch als Solutrén erkannten.

Nachdem wir so die drei großen Kulturkreise des Diluviums kennengelernt haben, bleibt noch das strittige Problem zu erwähnen, wie deren chronologische Stabilisierung innerhalb des Zyklus der Eisvorstöße und Schwankungen mit dem klimatologischen Verlauf und den geologischen Ablagerungen in Einklang zu bringen ist. Wir wollen uns hier aber nicht damit befassen, wieso einzelne Forscher zwei Eiszeiten, andere drei, ja sogar vier annehmen. Uns interessiert vielmehr das gesicherte Ergebnis dieser den Augenstehenden sicherlich verwirrenden Ansichten. Als solches wird allseits anerkannt, daß wir die geschlossenen Kulturkreise der Faustkeilkultur und des Neanderthalers bis in die große Zwischeneiszeit des mittleren Diluviums zurückverlegen dürfen, daß die Mischkultur Moustérien mit dem Neanderthaler als Träger die knapp darauf folgende Kältephase beherrscht und die Schmalklinkenkultur mit den Variationen der Cro-Magnon-Rasse während des letzten Eishochstandes vorzufinden ist.

Bezüglich der absoluten Datierung sind wir noch ausschließlich auf Vermutungen angewiesen. Jedenfalls ist man von den abenteuerlich hohen Zahlenätzen, die man früher für die diluvialen Kulturen annahm, merklich abgerückt. Es zeigt sich immer wieder, daß sich die Menschheitsgeschichte verhältnismäßig rasch abgewidelt haben muß. Heute setzt man das Ende des Eiszeitalters vor etwa 10 000 Jahre an, mir persönlich scheint auch diese Schätzung zu hoch gegriffen zu sein.

## Die Bastarnen.

Von Dr. K. Tackenberg, Hannover.

Mit 15 Abbildungen.

Als germanische Völker in den Gesichtskreis der Griechen und Römer zu treten begannen, wurden sie in der ersten Zeit nicht für Germanen, sondern gewöhnlich für Kelten gehalten. Dieser Irrtum ist ohne Weiteres verständlich. In der äußeren Erscheinung werden Kelten und Germanen nur wenig voneinander abgewichen sein. Für Unterschiede in Tracht und Bewaffnung der „Barbaren“ waren die Augen der „Kulturvölker“ noch nicht genug geschärft. Die Sprache als eines der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale wurde sicher nur ganz langsam und allmählich einigen der Griechen und Römer bekannt. So dauerte es lange Zeit, bis die antike Welt Germanen und Kelten unterscheiden lernte.

Das erste germanische Volk, das in den Gesichtskreis des Südens trat, waren die Bastarnen. Ihre Südwanderung haben sie schon sehr zeitig angetreten. Um 200 v. Chr. bezeichnet sie Demetrius von Kallatis als *επιβουδες*, als „Ankömmlinge“ am Schwarzen Meere<sup>1)</sup>. Bald waren sie gefürchtete Nachbarn der

<sup>1)</sup> Überkommen ist uns diese Angabe im Periplus des Pontus von Pseudo-Scymnos von 797.

Griechenstädte. Die Stadt Olbia, das heutige Nikolajew, konnte sich um 190 v. Chr. nur dadurch vor der Eroberung retten, daß sie ihre Stadtmauern in größter Eile wiederherstellen ließ. Über diese Vorgänge sind wir durch eine Ehreninschrift unterrichtet, welche dem Bürger Protogenes gewidmet ist, der für die Wiederherstellung der Mauern große Geldsummen gestiftet hat.

Außer den Bastarnen, die als Galater (Kelten) angesehen wurden, werden auf der Inschrift noch die Stiren als Feinde genannt, ein weiterer germanischer Stamm, der etwa zur gleichen Zeit wie die Bastarnen am Pontus erschienen war. Dieses Volk ist wahrscheinlich kleiner an Zahl gewesen. In der Folgezeit wurde es seltener erwähnt als die Bastarnen, die sich den Griechen und Römern viel öfters unangenehm bemerkbar machten<sup>2)</sup>. Anscheinend gelang es den Bastarnen nicht, gegen die Griechenstädte etwas auszurichten. An Versuchen, sie in ihre Hand zu bringen, hat es auch später nicht gefehlt. Das ersehen wir z. B. aus einer Weibe-Inschrift der Stadt Istros, des heutigen Karakarmen, aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. Auf ihr wird uns ähnliches berichtet wie auf der „Protogenes-Inschrift“. Der gefürchtete Ruf, den sich die Bastarnen erwarben, drang schnellstens südwärts. König Philipp V. von Makedonien glaubte die Bastarnen gut für seinen Kampf gegen Rom verwenden zu können. Er warb daher um ihre Waffenhilfe und brachte es dazu, daß sie auf seine Pläne eingingen, nach denen sie zuerst das Gebiet der Dardaner im heutigen Serbien einnehmen sollten, um von dort aus mit den keltischen Skordiskern zusammen Rom vom Norden aus anzugreifen. Obwohl König Philipp starb, ehe an die Ausführung gegangen werden konnte, hielten trotzdem die Bastarnen ihre Zusagen und drangen 179 v. Chr. in großer Zahl über die Donau. Aber schon die Thraker, die von König Philipp für freien Durchzug gewonnen sein sollten, bereiteten ihnen in ihrem Lande große Schwierigkeiten und fügten ihnen Verluste zu. Daraufhin ging ein Teil der Bastarnen wieder über die Donau zurück, ein Teil unter Führung des Clondicus schlug sich durch und konnte sich im Gebiet der Dardaner festsetzen. Trotz Unterstützung dieser Abteilung durch Perseus, den Nachfolger Philipps, war es ihr nicht möglich, sich lange zu halten. Schon im Jahre 178 v. Chr. wurde sie wieder über die Donau zurückgetrieben. Ins gleiche Jahr fällt ein Vorfall, der von Orosius berichtet und wahrscheinlich sehr aufgebauscht worden ist. Danach sollen viele Bastarnen, als sie aus irgendwelchen Gründen mit Weib und Kind und all ihrer Habe in südöstlicher Richtung die Donau überschreiten wollten, dadurch umgekommen sein, daß die Eisdicke — die Donau war vollkommen zugefroren — in dem Augenblick brach, als der „ganze Stamm“ sich auf der Fläche befand. Allzu viele können aber dabei nicht ihren Tod gefunden haben; denn schon 168 v. Chr. verhandelte Perseus mit den Bastarnen, um sie als Bundesgenossen gegen die Römer zu gewinnen. Es kam aber zu keiner Einigung, so daß bastarnische Abteilungen, die schon aufgebrochen waren und Thrakien verheerten, wieder in die Heimat zurückgingen.

Waren Römer und Bastarnen bisher Feinde gewesen, ohne in direkte Berührung miteinander gekommen zu sein, so wurde es anders in der Zeit des Königs Mithridates Eupator von Pontus. Vom Jahre 88 v. Chr. an kämpften

<sup>2)</sup> Siebiger und Schmidt, *Inschriftensammlung zur Geschichte der Ostgermanen*, I. Sitzungsher. der Wiener Akademie, hist.-philosophische Klasse, Wien 1917. — Weitere Angaben über die Bastarnen bei L. Schmidt, *Geschichte der germ. Frühzeit*, Bonn 1926; G. Rossinna, *Die deutsche Vorgeschichte* . . . ., Würzburg 1914; Ebert, *Südrußland*, Bonn und Leipzig 1921; Capelle, *Das alte Germanien*, Jena 1920.

bastarnische Söldner auf seiner Seite und wurden gefürchtete Gegner der kampferprobten Legionen. Der Sieg des Mithridates bei Chalkedon (74 v. Chr.) ist nur auf ihre ungestüme Kampfweise zurückzuführen. Selbst der Feldherr der Römer verlor seine Freiheit. Am Hofe des Mithridates wurde er dann dadurch gefangen gehalten, daß er „an einen 5 Ellen langen Bastarnen“ angelettet ging.

Als aber Mithridates im Kampf gegen Rom unterlegen war, fanden sich wiederum neue Feinde Roms, denen die Bastarnen Bundesgenossen wurden. Im Jahre 61 v. Chr. drang der römische Prokonsul G. Antonius ins Land der thras-



Abb. 1. Der heutige Zustand des Denkmals von Abantlissi. Nach Jurtwängler.

tischen Möser ein. Die den Mösern zu Hilfe geeilten Bastarnen bereiteten aber dem römischen Heere bei Istropolis in der Dobrußtscha eine große Niederlage und eroberten sogar einige Feldzeichen. Diese wurden im benachbarten Genucla, einer Stadt der befreundeten Geten, aufbewahrt. — Bald fand sich aber ein größerer Gegner, der einen Teil der Bastarnen in Südrußland unter seine Botmäßigkeit brachte. Nachdem Voirebistas, der König der Daker, sein Reich in Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien im Innern genügend gefestigt hatte, gelang es ihm im Jahre 55 v. Chr. weit nach Osten Fuß zu fassen und sogar viele Griechensstädte am Schwarzen Meer zu unterwerfen. Das große Reich zerfiel aber schon im Jahre 45 v. Chr. nach dem Tode des Voirebistas. Die Bastarnen wurden damit aller Fesseln ledig und gingen bald wieder vor. Teile von ihnen versuchten sich südlich des Balkan im heutigen Bulgarien für immer niederzulassen. Da der dort wohnende thrakische Stamm der Denteleten in Freundschaft mit Rom lebte und außerdem die Niederlage von Istropolis wieder gutzumachen war, erhielt der Prokonsul von Makedonien Licinius Crassus den Auftrag, gegen die Bastarnen vorzugehen. Bei seinem Anrücken wichen sie über den Balkan zurück. Erst beim heutigen Widin stellten sie sich zum Kampf, wurden aber vernichtend geschlagen. Selbst ihr Führer Deldo fiel von Crassus eigener Hand. Weitere bastarnische Abteilungen wurden zum Rückzug über die Donau gezwungen, und Möser und Geten von den Römern gezüchtigt. Die Verluste des Jahres 29 brachten die Bastarnen aber noch nicht dazu, sich ruhig zu verhalten. Als Crassus nach Makedonien zurückgekehrt war, brachen sie von neuem über die Donau vor und ver-



beerten das Gebiet der Denteleten. Der von neuem zu Hilfe eilende Crassus konnte die Bastarnen zum zweiten Male besiegen. Sie mußten Frieden mit ihm schließen, der sicher nicht günstig für sie ausgefallen ist. Damals ließ Crassus zum Zeichen seiner Siege über die Bastarnen, Möser und Geten in der Dobrudscha beim heutigen Adamklissi ein großes Siegesdenkmal errichten, dessen Überreste sich noch erhalten haben (Abb. 1).

Das Denkmal hat in diesem Falle volle Berechtigung gehabt. Die Bastarnen haben von dieser Zeit an keine Rolle mehr gespielt und haben aufgehört, als Machtfaktor zu gelten.

Nachdem die Geschichtsschreiber einige Jahrzehnte über dieses Volk nichts berichtet hatten, da es nichts zu berichten gab, zeichneten sie in den siebziger Jahren des ersten Jahrhunderts n. Chr. auf, daß die Bastarnen und andere Völker im Schwarzen-See-Gebiet durch die Angriffe der sarmatischen Jazygen schwer bedrängt wurden. Das Volk, das früher Roms Feinden stets gern Gefolgschaft geleistet hatte, suchte jetzt Roms Hilfe. Ein Teil der Bastarnen (die Quelle spricht von 100 000 Mann, was wie die meisten Zahlen als übertrieben aufzufassen ist) wurde zwischen 63 und 66 n. Chr. von den Römern über die Donaugrenze genommen und auf dem Balkan angesiedelt.



Abb. 2. Rekonstruktion des Denkmals von Adamklissi.  
Nach Gietzwilgler.

Die Bastarnen, die ostwärts der Donau zurückgeblieben waren, werden wieder erwähnt in den Berichten über die Kämpfe des Kaisers Trajan gegen die Dakier. Die Bastarnen griffen nicht ein, sie hielten sich neutral und schlossen sogar mit Rom einen Freundschaftsvertrag ab. Erst während des Markomannenkrieges treten sie wieder als Feinde der Römer auf. Im Jahre 170 unternehmen sie zum Teil auf dem Seewege, zum Teil auf dem Landwege, einen Zug nach Kleinasien. Frauen und Kinder wurden wieder mitgenommen; dadurch waren sie jeden Augenblick in der Lage, in dem Gebiet zu bleiben, das ihnen Möglichkeit zur Unterkunft bot. Erfolge waren ihnen auf dem Zuge nicht beschieden; sie mußten wieder in ihre Heimat zurückkehren. Zum Suchen nach neuen Wohnsitzen wurden sie wohl durch das Erscheinen der Goten am Schwarzen Meer veranlaßt. Lange Zeit war jedoch Friede zwischen den beiden Völkern. Die Bastarnen beteiligten sich sogar einige Male an den Kriegszügen der Goten, so z. B. an dem großen Zuge des Jahres

269. In Mösien und Thrakien fand das vereinte ostgermanische Heer keinen Widerstand. Bei Naissus (Niisch) wurde es jedoch vollständig geschlagen. Es sollen nicht viel Beteiligte die Heimat wiedergesehen haben.

Hatten die Bastarnen in diesem Kampfe mit den Goten noch Schulter an Schulter gekämpft, so schlug dieses Freundschaftsverhältnis kurze Zeit darauf ins Gegenteil um. Die Kämpfe zwischen beiden Völkern führten dazu, daß die Bastarnen ihr Gebiet, das sie etwa 800 Jahre lang in Besitz hatten, aufgaben und von den Römern in Thrakien angesiedelt wurden, wo sie zur Bedeutungslosigkeit herabsanken. Nach 280 n. Chr. werden sie von der Geschichte nicht mehr erwähnt.

Das schon genannte Siegesdenkmal von Adamklissi ist für uns von größter Bedeutung. Auf ihm sind nämlich Vertreter der besiegten Völker, darunter auch Bastarnen, zur Darstellung gekommen. Wenn auch der heutige Zustand des Denkmals nicht erfreulich ist (Abb. 1), haben sich doch genügend Trümmer um die Ruine gefunden, so daß Kurtwängler seine berühmte Rekonstruktion versuchen konnte<sup>2)</sup>, die allgemeine Anerkennung gefunden hat (Abb. 2). Auf einem Stufenbau erhob sich ein hoher Quadermantel; er wurde nach oben durch einen Rankenfries abgegrenzt. An ihn schloß sich eine Reihe Metopen an, welche mit Kampfszenen geschmückt waren. Menschen und Tiere sind roh aus dem Kalkstein herausgehauen und ohne große Kunst in den Raum gesetzt. Ein palmettengeschmückter Architrav bildete den Abschluß der Metopenreihe zum Gesims hin, das Zinnen trug, von denen jede die gleiche Höhe wie die Metopen hatte und ein Bild eines einzelnen, gefesselten Feindes zeigte. Die Gestalten sind auf den Zinnen plastischer wiedergegeben und besser ausgeführt als auf den Metopen. An die Zinne schloß sich ein schräg ansteigendes Dach an. Es lief in einen sechsseitigen Turm aus, der aus einem kurzen breiten Unterteil und einem langen schmalen Oberteil bestand. Den Abschluß bildete ein Wappenfries und darüber erhob sich das eigentliche Tropäion, dessen vordere Seite nach Norden, nach dem Feinde gerichtet war. Die Höhe des gewaltigen Wahrzeichens römischer Macht dürfte etwa 38—40 m betragen haben.

Auf den Metopen und Griesen erkennt man die Bastarnen unschwer an der Tracht als Germanen und kann sie gut von Mösern, Geten und Thrakern unterscheiden. Abb. 3 zeigt uns die Zinne Nr. 1 mit einem gefesselten Bastarnen. Das lange Gesicht wird von einem Bart eingerahmt. Die Haare sind auf die rechte Seite gekämmt und dort zu einem Knoten zusammengebunden, der hier 3. T. abgestoßen ist. Diese Haartracht wird von Tacitus für die suebischen Völker als charakteristisch angegeben, sie ist es aber wahrscheinlich für alle Germanenvölker in den ersten Jahrhunderten um Chr. Der Oberkörper des Bastarnen scheint nur mit einem kleinen Mäntelchen bekleidet gewesen zu sein, einem Stück Stoff, mit rautenförmigem Schnitt, das in der Mitte zum Durchstecken des Kopfes geschlitzt war. Die Hose, die hier gemustert zu sein scheint, wird von einem Gürtel zusammengehalten. Über den Gürtelverschluß ist nichts zu sagen, er ist zu klein gewesen, um genau dargestellt worden zu sein. Daß der Bastarne Schwert getragen hat, kann man erkennen. Nähere Angaben über Aussehen und Form sind aber nicht zu machen.

Zum Vergleich sei noch Metope 47 abgebildet (Abb. 4); auf ihr sehen wir, wie ein Bastarne von einem Römer abgeführt wird. Der Römer trägt einen Harnisch mit Tunikavorstoß, ein darübergeschlagenes Mäntelchen und Schnür-

<sup>2)</sup> Abhandlungen der bayerisch. Akad. d. Wissenschaften, Kl. I, Bd. 22.



Abb. 3.  
Zene Nr. 1 des Denkmals von Adankliß.  
Nach Surtwängler.



Abb. 5.  
Ausschnitt aus der Trajanssäule; eine bapharische  
Gefandtschaft vor Trajan.  
Aus Gabel, Tacitus Germania.



Abb. 4.  
Metope Nr. 47 des Denkmals von Adankliß.  
Nach Surtwängler.

schube. Der Bastarne ist in derselben schon oben beschriebenen Art wiedergegeben, mit Bart und Haarknoten — es tritt hier deutlich hervor, daß das Haar über der Stirn geteilt ist —. Auf dem bloßen Oberkörper trägt er wiederum das kleine Mäntelchen. Die Hose dieses Bastarnen sieht ganz anders aus als die eben betrachtete. Zuerst könnte man denken, daß die Hose aus Stoffstreifen zusammengesetzt gewesen sei, dann fällt einem aber auf, daß die Beine eng umschlossen sind und die Streifen schräg laufen. Bei einer derartigen Darstellung wird man an Widelgamaschen erinnert, wobei sicher das Richtige getroffen ist. Zu den



Abb. 6.  
Bildung eines Germanen; nach  
der Moorleiche von Bernuths-  
feld (Ostfriesland). Aus Vor-  
zeitfunde aus Niedersachsen  
Tf. 28.

eben geküßerten Erwägungen, die für Widelgamaschen sprechen, kommt nämlich noch hinzu, daß man z. B. bei der Moorleiche von Bernuths-  
feld b. Aurich in Ostfriesland etwa 3 m lange Stoffstreifen gefunden hat. Sie wurden zwar nicht in ihrer Lage an der Leiche beobachtet, da diese unsystematisch gehoben wurde; nach Habnes Untersuchungen (ihre Form, die verschiedene Ausdehnung und Abnutzung an bestimmten Stellen betreffend) ist aber erwiesen, daß sie nur als Widelgamaschen getragen sein können<sup>1)</sup>. Habne kommt zu dem Schluß, daß die Binden von Bernuths-  
feld nur zur Umwicklung der Unterschenkel bestimmt waren (Abb. 6). Bei den Bastarnendarstellungen auf dem Siegesdenkmal umkleiden die Binden stets auch einen Teil der Oberschenkel. Die eigentliche Hose dürfte dann sehr kurz gewesen sein, wobei wiederum zum Vergleiche die Moorleichen Norddeutschlands herangezogen werden können, bei denen öfters kurze Hosen beobachtet wurden (Obenaltendorf, Kr. Neubaus a. O.)<sup>2)</sup>.

Sind die Plastiken des Siegesdenkmals ungeheuer wichtig, was Fragen der bastarnischen Tracht angeht, so sagen sie wenig aus für das Gebiet der Bewaffnung.

Nur selten werden auf den Metopen Bastarnen mit Lanzen abgebildet, einmal ist ein Krieger mit Schild wiedergegeben. — Es erweist sich dabei als unangenehm, daß die Römer gewöhnlich die Germanen ohne Waffen, als Besiegte und Gefesselte darstellten.

Auch die beste Darstellung von Bastarnen, die auf uns gekommen ist — von der Trajanssäule in Rom —, zeigt sie uns unbewaffnet. Eine Bastarnengruppe tritt hoch erhobenen Hauptes vor Trajan, wohl um mit ihm den Friedens- oder Freundschaftsvertrag während des Völkerkrieges abzuschließen. Vor allem der Führer zeigt königliche Haltung; als Gleichberechtigter grüßt er mit erhobener Linken den Cäsar (Abb. 5).

Für die Tracht der Bastarnen bringen uns die Figuren auf der Trajanssäule nichts Neues. Da sonst weiter keine Darstellungen von Bastarnen bekannt sind, müssen wir noch bei einer anderen Disziplin, der Vorgeschichtswissenschaft, anfragen, ob sie uns über Tracht, Waffen, Schmuck und Geräte der Bastarnen irgendeine Auskunft geben kann.

Ehe wir darauf kommen, ist es angebracht sich zu vergewissern, ob die Sitze

<sup>1)</sup> Vorzeitfunde aus Niedersachsen, Teil B S. 84 und Taf. 28, 32.

<sup>2)</sup> Habne a. a. O. Tafel 20.

der Bastarnen am Schwarzen Meer begrenzt werden können. Die antiken Schriftsteller geben sie leider nur in großen Zügen an. Sicher wissen wir nur, daß die Donauinsel Peuke, eine der Mündungseinseln des Flusses, im Besitze der Bastarnen war, der bastarnischen Peukini, wie sie Tacitus nennt. Alle anderen Angaben lassen sich in einem nicht viel sagenden Satz zusammenfassen: Die Bastarnen wohnten vom Schwarzen Meer bis zu den Westkarpathen, die als „Alpes bastarnicae“ überliefert sind. Das kann uns allerdings nicht genügen. Die vorgeschichtliche Archäologie müßte hier weiterhelfen und das bastarnische Sied-



Abb. 7.

Friedensau, Kr. Danziger Höhe (Westpreußen).



Abb. 8.

Gr. Ellingen, Kr. Wirzig (Posen).

lungsgebiet auf Grund der Bodensfunde umgrenzen. Soweit ist man leider noch lange nicht. Es sind nur einige wenige Funde aus Südrussland bekannt, die auf Grund ihres Aussehens germanisch sind und auf Grund ihres Alters bastarnisch sein müssen, weil kein anderes germanisches Volk in dieser Zeit für Südrussland in Frage kommt. Die Funde, die bisher herauskamen, sind aber viel zu klein an Zahl und zu unsystematisch gehoben, als daß sie uns in die materielle oder geistige Kultur der Bastarnen am Schwarzen Meere einen Einblick gestatteten; sie sagen höchstens aus, daß dieses oder jenes gemein germanische oder ostgermanische Stück — meist handelt es sich um Fibeln — auch von Bastarnen getragen wurde.

Nur ein Punkt scheint mir geklärt zu sein, und das ist die Frage nach der Herkunft der Bastarnen. Um zu diesem Ergebnis zu gelangen, müssen wir uns zunächst mit der ersten Besiedlung Ostdeutschlands durch Germanen befassen. Diese geht von einem Gebiete aus, welches das östliche Hinterpommern, das westliche Westpreußen und das nördliche Posen umfaßt und schon in der Zeit zwischen 1000 und 800 v. Chr. in germanischem Besitze ist. Während dieser Zeit machten sich in dem eben gekennzeichneten Gebiete kulturelle Sonderheiten bemerkbar. Es entstehen Unterschiede zwischen dem altgermanischen Gebiete westlich der Odermündung und dem neu gewonnenen östlich des Flusses. Da sie sich in der Folge immer mehr vertiefen, ist man berechtigt, die Trennung der Germanen in Ost- und Westgermanen schon in die Zeit von 1000—800 v. Chr. zu setzen. Nach Ausweis der Funde nimmt in der Zeit zwischen 800 und 650 v. Chr. die Bevölkerung in den angegebenen Grenzen sehr stark zu, was in erster Linie die vielen, stark belegten Friedhöfe bezeugen. Der vorherrschende Grabgebrauch war die Verbrennung des Leichnams und die Beisetzung der Knochenreste in einer

Urne. Die Urne wurde in einer unterirdischen Steintiste geborgen. Meist wurden dieselben Gräber zu mehrfachen Bestattungen benützt; man hat bis zu 30 Urnen in einer Steintiste gefunden. Diese Urnen sind in ihrer großen Mehrzahl schlichte unverzierte Gefäße mit übergestülpten Deckschüsseln. Etwa der vierte Teil aber trägt am Halse teils eingeritzt, teils plastisch angelegt, Augen, Ohren, Mund und Nase, so daß die Nachbildung eines menschlichen Gesichts unzweifelhaft ist. Dieser Eindruck wird durch einen mügen- oder hutförmigen Hals- oder Stöpseldeckel oder durch die Andeutung von Körperschmuck verstärkt. Man zeichnete Ketten und

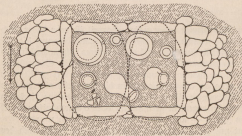
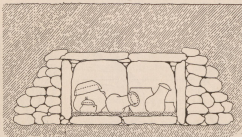


Abb. 6. Querschnitt und Grundriß der Steintiste 1 von Peterstschög, Kr. Militsch (Schlesien). Aus Lednberg, Neue schlesische Kunde S. 1.

male in der folgenden Entwicklung verschwinden, wie wir bald sehen werden<sup>4)</sup>).

Für die Menge der Bevölkerung, sei es daß sie sich aus sich heraus entwickelte, sei es, daß sie Zufluß aus altgermanischen oder nordgermanischen Gebieten erhielt, reichte das Land auf die Dauer zur Versorgung mit Nahrungsmitteln nicht aus. Zwischen 650 und 800 erweiterten die Frühgermanen ihr Gebiet beträchtlich. Nach Osten zu besetzten sie die westlichsten Kreise von Ostpreußen — das Samland war schon früher wohl des Bernstein wegen in ihren Besitz gelangt — nach Süden

<sup>4)</sup> Die Klischees für die Abb. 7—12 stellte der Schlesische Altertumsverein in dankenwerter Weise zur Verfügung.

<sup>5)</sup> Zusammenfassend über diese Fragen handelt Petersen in: Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen, Berlin 1929.

Nadeln auf das Gefäß und schmückte die Ohren mit kleinen Bronzeringen (Abb. 7 und 8)<sup>5)</sup>; mitunter wurden auch figürliche Zeichnungen angebracht. Das alles sind Züge, die diese Gefäße von anderen keramischen Gruppen jener Zeit scharf unterscheiden und im Verein mit den übrigen Merkmalen eine bestimmte Eigenart zum Ausdruck bringen. Besonders Steintistengräber und Gesichtsturnen sind Sonderheiten der Gruppe; infolgedessen hat man ihr den Namen Steintistengräber- oder Gesichtsturnenkultur gegeben. Da sie als erste im Osten erscheint, ist ihr auch der Name frühgermanische Kultur beigelegt worden, und das mit um so größerem Rechte, weil die beiden erwähnten Hauptmerk-

und Südosten zu nahmen sie den Urnenfelderleuten Posen, die nördlichsten Teile von Kongreßpolen, Niederschlesien und Mittelschlesien rechts der Oder ab.

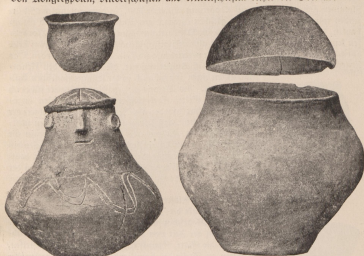


Abb. 10. Gr. Peterwitz, Kr. Tschornitz.  $\frac{1}{2}$  n. Gr. Aus Segur, Schles. Vorzeit Bd. VI S. 441.



Abb. 11. Gefäße aus der Steinliste 1 von Peterlsdörf, Kr. Malsch (Schlesien).  
Aus Tackenberg, Neue schlesische Kunde, Taf. 1.

Die Urnenfelderleute gehörten wahrscheinlich dem großen illyrisch-thracischen Völkertamme an. Anscheinend waren sie nicht in der Lage, den neuen Feinden

großen Widerstand zu leisten. Auch die von ihnen angelegten Befestigungen, die Burgwälle, haben ihnen nichts genützt; sie sind alle zu gleicher Zeit ein Raub der Flammen geworden, was auf Eroberung schließen läßt. In dem genannten Gebiete finden wir um 800 überall die gleichen eigenartigen Kulturerzeugnisse und Grabbauten, die wir vorher als typisch für Westpreußen, Hinterpommern und Nordpommern kennenlernten (Abb. 9 u. 10). Die alteinheimische Bevölkerung ist wohl zum Teile durch die Kämpfe vernichtet, zum Teile vertrieben, zum Teile aufgefressen worden. Das letztere kann man daraus schließen, daß Kulturelemente, die bis dahin den Urmens-



Abb. 12.

Gr. Becken, Kr. Glogau,  
(Schlesien). Eigenartige Gesichtsurne und Schüssel mit  
Tafelentstellung. 1/2 n. Gr. Aus  
Ladenberg, Altischlesien II  
Taf. XIII.

felderleuten eigen waren, auch in der frühgermanischen Kultur auftreten. Als Beweis auf geistigem Gebiete führe ich an, daß die Sitte, Seelenlöcher an den Gefäßen anzubringen, entlehnt wurde; als Beweis auf dem Gebiete der materiellen Kultur, daß Formen von Schmuckstücken übernommen wurden. Wenn aber auch fremdes Gut in die frühgermanische Kultur einfloß, so herrschte doch weiterhin das germanische Element stark vor. Das ersieht man deutlich an der Ähnlichkeit der frühgermanischen Kultur in der Zeit um und nach 800 v. Chr. mit der gleichzeitigen westgermanischen.

Wie es ja selbstverständlich ist, wechselten Sitte und Brauch im Laufe der Jahrhunderte, nahmen Schmuck und Gefäße als Modeschöpfungen andere Formen an. So verschwindet in der Zeit von 800—300 v. Chr. bei den Frühgermanen die Sitte, Steinkisten für die Urnen herzustellen, so treten an Stelle der Familienbestattungen Einzelgräber auf. Diese Umwandlung geht aber nicht plötzlich vor sich. Manche Familien halten noch Generationen lang an der Väter Brauch fest, während andere schon der neuen Richtung huldigten. Auch Übergänge sind gut zu beobachten. Eine Gruppe hat lange daran festgehalten, Steine um die Aschenurne zu häufen, wenn sie auch schon zur Bestattung in Einzelgräber übergegangen war. Andere sind eher davon

abgekommen, Steine zu verwenden, haben aber weiter Familiengrabstätten angelegt. Auch die Gesichturnen verschwinden in der angegebenen Zeit. Wiederum läßt sich ganz langsames Abkommen von dieser Eigenart beobachten. Der Verfall setzte schon vor 800 ein, indem man zunächst Augen, Ohren, Mund und Nase, nicht mehr so genau und ordentlich ausführte. Dann ließ man Gesichtsteile weg (Abb. 12); so gibt es Urnen, die als letzten Rest der Gesichtsdarstellung am Hals einen dreieckigen Vorsprung, die Nase, oder nur zwei nebeneinanderstehende Löcher, die Augen, aufweisen.

In der Zeit von 800—300 v. Chr. verschiebt sich das Schwergewicht der frühgermanischen Siedlung nach Schlesien, Posen und Kongresspolen. Im Stammlande haben wir dagegen mit einer Verminderung der Bevölkerung zu rechnen. Aus der Dichtigkeit der Funde ist man zu diesem Schluß gekommen. Neue Gebiete werden in dieser Zeit von den Frühgermanen dazu gewonnen. In Mittelschlesien weisen einige Kreise links der Oder und in Oberschlesien mehrere Grenzkreise frühgermanische Besiedlung auf. Das südliche Kongresspolen bis über den Bug hinaus hat Funde dieser Stufe erbracht, ebenso auch Ostgalizien.

Um 300 v. Chr. hören überall im großen frühgermanischen Gebiete die Fried-



böfe auf belegt zu werden. Das Volk hat demnach seine Sitze verlassen. Entsprechend der großen Bewegung von der Ostseeküste nach Südosten, die in den einzelnen Epochen beobachtet worden ist, mußte man zu der Annahme kommen, daß die Frühgermanen in der gleichen Richtung weiter nach Südrussland gezogen sind. Da die Zugrichtung gegeben schien und die Frühgermanen um 500 ihr Land räumten, um 200 aber als erste Germanen die Bastarnen am Schwarzen Meer eintrafen, so lag nichts näher, als Frühgermanen und Bastarnen gleichzusetzen. — Die Stiren kommen weniger in Betracht, da sie ein zu kleiner Volksteil gewesen



Abb. 13.

Wolofitino, Souz. Poltawa, Ukraine.



Abb. 14.

Fundort unbekannt. Etwa 1/2 n. Chr.

sind. — Diese Annahme fand noch eine weitere Stütze dadurch, daß Kofitzewski in einem russischen Werke Angaben über Steinkistengräber in Wolhynien fand<sup>7)</sup>, die denen an der Weichsel entsprechen sollten<sup>8)</sup>. Schon im Jahre 1926 bin ich aus noch einem Grunde für die Gleichsetzung Frühgermanen und Bastarnen<sup>9)</sup> eingetreten: nach Muchs Ausführungen bedeutet der Name Bastarnen oder Basternen soviel wie Bastarde oder Mischlinge. Da der Name germanisch ist und die Bastarnen ihn führten, als sie am Schwarzen Meer ankamen, müssen sie ihn schon gehabt haben, als sie das geschlossene germanische Siedlungsgebiet verließen. Da ferner festgestellt worden ist, daß die Frühgermanen Ostdeutschlands Urnensfelderleute in sich aufgenommen haben, wie man an der kulturellen Beeinflussung ersehen kann, so wäre der Ausdruck „Mischlinge“ für sie angebracht. Die benachbarten Germanen müßten ihnen diesen Namen aus Spott gegeben haben, der sich dann aber bei ihnen so durchsetzte, daß sie sich selbst damit bezeichneten<sup>10)</sup>. Die Ableitung Bastarnen — Mischlinge erhält noch dadurch einen erhöhten Wert, daß mit den „Mischlingen“ zusammen die Stiren auftreten, was soviel wie die „Reinen“, die „Unvermischten“ bedeutet. Dieses Volk mußte infolge

<sup>7)</sup> v. Richtbofen, Zur Latenezeit in Osteuropa, Mannus XV S. 295.

<sup>8)</sup> Neuerdings ist Kofitzewski von seiner Ansicht abgekommen, die Frühgermanen wären möglicherweise Bastarnen; da er von Jahr zu Jahr immer weniger germanische Kulturen im Osten gelten läßt, sind die Frühgermanen jetzt bei ihm zu Balten geworden. Glücklicherweise steht er mit dieser Ansicht selbst auf polnischer Seite allein. v. Richtbofen, Oberschlesische Vorgeschichtsforschung und nordische Altertumskunde S. 51.

<sup>9)</sup> In einem Vortrage in Wien im Naturhistorischen Museum.

<sup>10)</sup> Die Übernahme eines Spottwortes als Volksname ist auch sonst noch bei Germanen beobachtet worden, z. B. bei den Rugiern den „Koggenessern“.

seiner Wohnsitz weiter westwärts oder in Skandinavien keine Mischung mit Urnensfelderleuten oder anderen Völkern eingegangen sein.

Durch alle diese Erwägungen ist aber nur die Möglichkeit größer geworden, daß die Frühgermanen Bastarnen sind. Ein Beweis fehlte solange, bis nicht frühgermanische Funde aus Südrussland bekannt wurden. Als ich im Jahre 1928 als Stipendiat der Römisch-germanischen Kommission des Archäologischen Institutes des Deutschen Reiches und mit Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft Gelegenheit hatte, die Sowjetunion und Rumänien zu besuchen — in dem letzteren Lande müssen ja auch Bastarnen gewohnt haben —, habe ich auf frühgermanische Funde besonders geachtet. In Rumänien ließen sich keine



Abb. 18.  
Lipljana, Gouv. Poltawa.  $\frac{1}{2}$  n. Gr.

derartigen Funde entdecken, dafür aber eine Reihe in den Museen der Sowjetunion, die zum größten Teil aus dem Gouvernement Poltawa stammten. Dank des überaus großen Entgegenkommens der Professoren Sacharoff in Moskau und Danilewitsch in Kiew (Kyiw), die mir Photos zur Verfügung stellten, ist es mir möglich, einige Funde vorzulegen. Abb. 13 und 14 zeigen Gefäße aus der Sammlung Samoquassoff, die im historischen Museum in Moskau aufbewahrt wird. Von dem einen (Abb. 14) ist der Fundort nicht bekannt; das andere wurde mit Leichenbrand gefüllt als Nachbestattung in einem Kurgan bei dem Dorfe Wolokitino im Gouvernement Poltawa gefunden. Die beiden Gefäße sind typische Vertreter der frühgermanischen Urnenform mit bauchigem Körper, größter Breite im Oberteil und kurzem etwas ausladendem Hals, der meist besser als der Körper geglättet ist. Zum Vergleiche werden Urnen aus Peterlaschütz (Ar. Militich) abgebildet. Der müzenartige Stöpseldeckel (Abb. 15) wurde auf dem Burgberge beim Dorfe Lipljana im Gouvernement Poltawa gefunden. Er könnte ebensogut aus dem Gebiet von Danzig oder Breslau stammen (Abb. 7 und 10).

Wenn diese Funde als Beweis noch nicht genügen sollten, sei darauf hingewiesen, daß noch mehrere, ähnliche vorhanden sind und daß auch frühgermanische Familienbestattungen im Gebiet von Poltawa vorkommen. Prof. Makarenko aus Kiew hat zwei Gräber mit je drei dicht zusammenstehenden Urnen ausgegraben<sup>11)</sup>.

Die Anwesenheit von Frühgermanen im Gebiete von Poltawa ist somit einwandfrei bezeugt. Diese Funde sind m. E. aber auch untrügliche Zeichen dafür, daß die Frühgermanen Ostdeutschlands und Polens als Bastarnen anzusprechen sind. Hoffentlich gelingt es bald, weitere Funde in der Ukraine zu heben, damit wir wissen, wie die bastarnische Kultur, deren Anfang wir jetzt kennen, sich im Schwarzen Meer-Gebiet weiterentwickelt hat.

<sup>11)</sup> Izwestija, der russischen archäologischen Kommission Bd. 22, 1907, S. 88—90.

## Kleine Beiträge.

### Urmensch und Totenglaube.<sup>1)</sup>

Darüber, daß die Vorgeschichtsforscher mit dem Bergen und Ordnen der Kunde vorerst alle Hände voll zu tun hatten, ist das Geistige, das hinter den geborgenen Resten der vorgeschichtlichen Kulturen gestanden haben muß, noch selten zu seinem Rechte gekommen. So empfindlich der Mangel ist, hat er doch auch sein Gutes. Denn die Schlüsse auf das Geistige müssen in den meisten Fällen sehr unsicher sein und sind überhaupt erst möglich, wenn genügend viel gesicherter und geordneter Stoff vorliegt. Der Totenglaube ist aber ohne Zweifel einer der wenigen Gegenstände, für die diese Vorbedingungen bereits am ehesten erfüllt sind; denn sehr viele der Kunde rühren von Bestattungen her. Die Seele der Völker muß sich darin ausdrücken und Versuche, diesen Ausdruck zu deuten, müssen gemacht werden, wenn die Forschung nicht im bloßen Anbäufen der Kunde verfangen soll.

Der Verf. gelangte nun bei der Untersuchung der jüngeren altsteinzeitlichen kunstverständigen Mischkultur, deren Träger der Aurignac-Mensch (Körs-Mensch) und der Cro-Magnon-Mensch (Höhlen-Mensch) gewesen sein, zu dem Eindrucke, daß zwei, nach dem Gegensatz dieser beiden Menschentypen und der zugehörigen Landschaften bestimmte Kulturen zugrunde liegen (S. 10). Zum Cro-Magnon-Menschen Südeuropas mit dessen schreckhaften Höhlen und zerklüfteten, unübersichtlichen Gelände geböre eine Kultur der Totenfurcht. Die Leiche wird als „Hocker“ gefesselt, mit Steinen belastet, gepfählt und schließlich gar verbrannt, um sie zu hindern, daß sie zum Wiedergänger wird. Umgekehrt geböre zum Aurignac-Menschen die Kultur des Fehlers der Totenfurcht in Mähren und später in Nordeuropa mit dessen Steppen und übersichtlichen Gelände. Da wird die Leiche liegend und später auch sitzend bestattet, gleichsam in ihrem Hause und so, daß sie mit den Lebenden in Verbindung bleibt. Auf der Stufe der Totenfurcht habe aber auch schon der Neanderthaler und später die Grimaldi-Rasse gestanden. Dazwischen liegen, räumlich und zeitlich, die anzunehmenden Vermischungen der gegensätzlichen Kulturen. Auch die Leichenverbrennung sei aus solch einer Vermischung hervorgegangen; denn sie tritt in der Jungsteinzeit nur in einem verhältnismäßig schmalen Streifen auf, der sich von Südrussland bis Frankreich erstreckt, während der übrige Süden und der Norden sie nicht kennt (S. 122). In der älteren Bronzezeit hätten dann die Menschen ohne Totenfurcht diese alte Abwehrmaßnahme ihrem Glauben an ein ungefährliches Fortleben des Toten (Seelenglaube) angepasst und sie so vergeistigt, und von da leite sich die bis in historische Zeiten hinreichende Religion der Leichenverbrennung her.

Die stärksten Unsicherheiten dieser Ergebnisse liegen natürlich in den Ansätzen der altsteinzeitlichen Urkassen und ihrer Ursprungsgebiete, wie der Verf. S. 19 selbst ausführt, und darin, daß einerseits der Unterschied der Rassen, andererseits der Landschaften das Entscheidende sein soll, ohne daß hinreichend geklärt würde, in wie weit die „Rasse“ sich ihre „Umwelt“ sucht und in wie weit die „Umwelt“ sich ihre „Rasse“ gestaltet. Die Veränderungen, die Lebewesen in neuer Umwelt erfahren, wären z. B. an biologischen Begriffen wie Paravariation und Microvariation zu messen gewesen, und daß die Bewohner des Hochlandes phantasierreicher seien als die der Ebenen (S. 108 nach W. Hellpach), dürfte sich angehten der Ägypter im Nildelta, der Indier im Gangesstromlande, nicht aufrecht erhalten lassen. Aber trotz dem nicht ganz befriedigenden Unterbaue ist der Versuch, die Abhängigkeit der Kulturen vom Gepräge des Landes, in dem sie sich abspielen, stärker herauszustellen, gewiß berechtigt, und das Gewicht liegt bei v. T.-H. auch nicht in der Theorie, sondern in der sorgfältigen Erwägung der Tatsachen, die er übersichtlich zusammenstellt und mit gesundem Urteile erörtert. Nur selten kommen schon geäußerte erwägenswerte Ansichten dabei zu kurz, so bei der Feuerbestattung die Annahme, daß in sie Opferbrauch, die Vergeistigung des Opfers durch Verbrennen, hereinspielen. Der Mangel, daß andere Gebiete urzeitlicher Religion, wie z. B. das Opferwesen, noch nicht ähnlich zusammenfassend behandelt sind, macht sich geltend. Ofters weist auch der Befund selbst zugleich in verschiedene Richtungen. So wurden schon in der Altsteinzeit gefesselten Leichen auch Waffen beigegeben; v. T.-H. nimmt an, daß man dadurch den Toten günstig stimmen wollte, falls es ihm trotz den Fesseln doch gelänge, wiederzuleben — ein sehr unbefriedigender Ansatz. Beherrschte die Bestatter Totenfurcht, dann durften sie den Gefürchteten unter keinen Umständen auch noch bewaffnen. Also ist vielleicht auch schon für den Neander-

<sup>1)</sup> Joachim v. Trauwig-Hellwig, Urmensch und Totenglaube. 195 S. und 7 Taf. mit 12 Abb. München, 1929, Bayerische Druck- und Verlagsanstalt G. m. b. H.

taler und die früheste Zeit ein Nebeneinander verschiedener Glaubensschichten anzunehmen, wie wir es auch bei uns beobachten können, wenn ein schwerer Grabstein die Aufschrift trägt: „Die Erde sei ihm leicht“ oder „Friede seiner Asche“.

Aber unbeschadet solcher Bedenken, die sich an vielen Stellen ergeben, vermittelt das Buch doch gerade durch sein Streben, zu zusammenfassenden Ergebnissen zu gelangen, einen guten Überblick über die Lage und Schwierigkeit der Probleme. Am Abschließendes, Feststehendes kann es sich, wie der Verf. S. 13 selbst betont, noch nicht handeln. Es liegt im Wesen der Sache, daß die Begriffe, mit denen wir nach der Urgeschichte des Menschengeschlechtes über weite Zeiträume hinweg tasten, zunächst bloß erste Annäherungen an die Wirklichkeit und deren eigentlichen Geist sein können.

Wolfgang Schulz, Götting.

## Aus Oberschlesiens Urzeit.

Im Rahmen der Kulturarbeit der neugegründeten Provinz Oberschlesien hat erfreulicher Weise auch die Erforschung der heimischen Vorzeit einen wichtigen Platz erhalten. Nach Schaffung einer Provinzialdenkmalpflege und dem Ausbau des städtischen Museums in Butthen ist im Anfange dieses Jahres nun auch eine eigene Veröffentlichungsreihe<sup>1)</sup> entstanden, die in schneller Folge bereits auf fünf Hefte angewachsen ist. Man kann die Provinz Oberschlesien dazu beglückwünschen, daß sie damit die Bekanntgabe der höchst beachtenswerten Fortschritte der obereschlesischen Vorgeschichtsforschung ermöglicht hat, und die herausgebenden Stellen bürgen dafür, daß die nächsten Hefte sich den schon erschienenen in jeder Beziehung an die Seite stellen. Nicht nur der Sachmann erhält Kenntnis von neuen wissenschaftlichen Entdeckungen in dem jedem Deutschen heute besonders teuren Grenzlande, sondern auch die große Zahl der mitarbeitenden Heimatfreunde, ohne deren tätige Hilfe der Vorgeschichte nennenswerte Erfolge versagt blieben, wird gern zu den mit den obereschlesischen Farben „blau-gelb“ gezielten Heften greifen. Im buntem Wechsel sehen wir schon in dem bisher erschienenen leichter faßbare Darstellungen neben mehr sachwissenschaftlich gehaltenen Beiträgen, und auch die folgenden Hefte sollen diesem Leitgedanken treu bleiben und gleichzeitig dem Heimatfreunde — in erster Linie in Oberschlesien, aber auch außerhalb —, sowie dem Sachmann dienen. Daß in allen Heften Abbildungen nicht gespart werden, während der Preis durch das weitgehende Verständnis der das Unternehmen fördernden Behörden denkbar niedrig gehalten ist, empfiehlt diese erfreuliche Neuerscheinung im Schrifttum über Vorgeschichte und sichert ihr weite Verbreitung.

Das vorliegende erste Heft<sup>2)</sup> enthält eine Reihe wichtiger Ergebnisse einer Studienreise des rührigen Leiters der obereschlesischen Denkmalpflege nach den skandinavischen Ländern. Bemerkenswerte Beziehungen zwischen dem Norden und Ostdeutschland, vor allem Oberschlesien, werden für die verschiedensten vorgeschichtlichen Zeitebenen festgestellt und in der dem Verfasser eigenen gründlichen Art, gegründet auf eine außergewöhnliche Stoff- und Literaturkenntnis auf ihre Bedeutung untersucht. Wie verzeichnen hier nur kurz, daß der bisher wenig geklärte, ältere Abschnitt der jüngeren Steinzeit eine dem Norden ähnliche, aber doch wohl autochthone Kultur umfaßt hat, die sich an die ebenfalls nordischen Erscheinungen eng verwandten Verhältnisse während der vorangehenden mittleren Steinzeit trefflich anfügt. Zum Teil kann von Richtshofen hier die bereits von Raschle (Sudeta IV 1928 S. 16 ff.) als mittelsteinzeitlich erkannten Gerätförmlichkeiten für weitere Teile Norddeutschlands nachweisen. Es dürfte sich durch weitere Forschungen ergeben, daß im ganzen nördlichen Mitteleuropa bis weit nach Osten und Westen hin während des Mesolithikums und älteren Neolithikums ein recht ähnlicher Kulturzustand herrschte, dem vielleicht auch eine im großen und ganzen einheitliche Bevölkerung entsprach, bis dann im jüngeren Neolithikum die verschiedensten Kulturkreise von diesen Gebieten Besitz ergriffen. Das Ausläufer der „artischen Kultur“ in Gestalt eines Schiefermessers bis ins Quellgebiet der Oder reichen, ist ebenfalls eine sehr wichtige Feststellung.

Einen breiten Raum nehmen sodann Probleme der jüngeren Bronzezeit und frühen Eisenzeit Ostdeutschlands ein; hier weist von Richtshofen — unabhängig davon gelangte der Berichterstatter zu vielen ähnlichen Ergebnissen — den engen Zusammenhang nach, der

<sup>1)</sup> Aus Oberschlesiens Urzeit, herausgegeben von der obereschlesischen Provinzialdenkmalpflege für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer, Ratibor und der ur- und frühgeschichtlichen Abteilung des städtischen Museums Butthen O.-S.

<sup>2)</sup> Heft 1: B. Jebr. v. Richtshofen, Oberschlesische Urgeschichtsforschung und nordische Altertumskunde, 65 S. mit 4 Taf. und 12 Abb., RM. 1.50.

zwischen dem skandinavischen Germanentum und den im unteren Weichselgebiet siedelnden germanischen Volksteilen bereits in der jüngsten Bronzezeit bestand. Gerade im Gegensatz zu den andersartigen Verfassungen des Posener Vorgeschichtsprofessors Kossarzewski kann die als älteste ostgermanische Entwicklung (archäologisch, nicht im sprachwissenschaftlichen Sinne!) angesehene Gesichtsturnenkultur nur aus dem Kerngebiet des Germanentums abgeleitet werden, niemals aber aus der „Laufziger“ Kultur. Aus der hier besprochenen Arbeit von Nichthofens geht wieder einmal hervor, daß kein Vorgeschichtsforscher, der sich mit ostdeutschen Stoffen befaßt, einer Erörterung der an sich längst widerlegten Ansichten der Posener Archäologenschule ausweichen darf, zumal wenn Fragen gestellt werden, für die die „Laufziger“ Kultur und ihr in Polen 3. T. noch immer für slawisch gehaltenes Volkstum von Bedeutung sind!

Die Benutzbarkeit des vielseitigen und dem Laien wie dem Sachmann gleich wertvollen Heftes wird durch das sorgfältige Fundort- und Sachregister wesentlich gefördert.

Heft 2<sup>3)</sup> bildet das erste Kreisinventar Oberschlesiens und hat schon allein dadurch eine gewisse Bedeutung. Nach einer kurzen, flott geschriebenen, zusammenfassenden Darstellung legt Maruschke ein recht stattliches und abwechslungsreiches Material in sorgfältigen Fundberichten vor, die durch eine große Zahl von Abbildungen bereichert werden. Leider verbieten die hohen Kosten eine Anlage der sonst sehr übersichtlichen, rein auf das Landschaftsbild abgestimmten Karten in Höhenlinien.

Heft 3<sup>4)</sup> umfaßt einen bereits in Altschlesien II, 3 abgedruckten Fundbericht, in dem neue Funde der bisher in Schlesien nicht vertretenen jungsteinzeitlichen Kugelflaschenkultur vorgelegt werden, an den sich eine Erörterung über die Zeitstellung dieser Gruppe anschließt.

Zu den wichtigsten Entdeckungen der oberschleisischen Vorgeschichtsforschung gehört die Feststellung der in Osteuropa weit verbreiteten „Kammkeramik“, die als Kulturbinterlassenschaft finnougri scher Menschengruppen angesehen wird, in Schlesien. Das vierte Heft<sup>5)</sup>, ein Sonderdruck aus dem Bericht der Anthropologentagung in Hamburg (1928), enthält eine vorläufige Mitteilung über die neue Fundgruppe.

Daß sowohl die Zeitstellung als ethnologische Deutung der „Laufziger“ Kultur, deren Fundmassen den Hauptbestandteil der ostdeutschen Museen bilden, noch so wenig geklärt sind, liegt vor allem daran, daß sorgfältige Fundberichte über einzelne, sachgemäß ausgegrabene Gräberfelder noch so selten sind. Insofern hat die vorliegende, zum ersten Male bereits vor Jahren gedruckte, aber inzwischen längst vergriffene Arbeit Arndt's<sup>6)</sup>, der verdienstvollen Begründer der oberschleisischen Bodendenkmalpflege, die Aufgabe, die Zweifel mit zersprengen zu helfen, denen die in Schlesien übliche chronologische Gliederung der Urnenfelder häufig noch begegnet.

Über die weiteren Hefte soll später an dieser Stelle berichtet werden.

E. Petersen-Breslau.

## Das Deutschtum in Rumfungs-Ungarn.

Die ungarische Reichshälfte der Donaumonarchie hat durch das Trianoner Friedensdiktat von 325 411 qkm seiner Fläche 232 878 qkm oder 71,5 v. H., von 20 380 487 Bewohnern (nach der Volkszählung des Jahres 1910) 13 279 810 oder 65,0 v. H. Seelen und von seinen 2 087 488 Deutschen 1 483 198 oder 72,8 v. H. verloren. Ungarn hat also fast  $\frac{2}{3}$  seiner Gesamtbevölkerung und mehr als  $\frac{3}{4}$  seines Deutschtums verloren. Nach der amtlichen Volkszählung von 1920 hat Rumfungsungarn eine Gesamtbevölkerung von 7 980 143 Seelen, von denen 7 147 085 (89,6 v. H.) Magyaren und 831 211 (6,9 v. H.) Deutsche sind. Das Deutschtum ist die einzige bedeutende Nationalität im heutigen Ungarn; denn die Zahl der Slowaken beträgt nur 141 882 (1,8 v. H.) Seelen, die der übrigen Nationalitäten macht insgesamt gar nur 1,7 v. H. aus.

Der weitaus größte Teil dieses Deutschtums wohnt auf dem rechten Donauufer (321 690), an zweiter Stelle steht das Donau-Theiß-Becken mit 194 069 Deutschen, wo

<sup>3)</sup> Heft 2: Maruschke, Die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kreises Neustadt O.S. 82 S. m. 6 Taf. u. 4 Karten; RM. 1.80.

<sup>4)</sup> Heft 3: B. Sehr. von Nichthofen, Neue Funde der Kugelflaschenkultur aus Ober- und Niederschlesien, 18 S. m. 7 Abb., RM. 0.50.

<sup>5)</sup> Heft 4: B. Sehr. von Nichthofen, Steinzeitliche Kamm- und Grubchenkeramik in Oberschlesien, 8 S. m. 7 Abb.

<sup>6)</sup> Heft 5: Arndt, Der Urnenfriedhof bei Czarnowanz, Kreis Oppeln, Ausgrabungsbericht 1922, 38 S. m. 10 Taf.

die Mehrheit sich in und um Ofen-Pest gruppiert. Die Deutschen verteilen sich auf 2274 Gemeinden und 49 Städte, während Kumpfungarn insgesamt 2408 Gemeinden und Städte zählt; 60 v. H. der Deutschen wohnen in Mehrheitsgemeinden. Es gibt nach der Zählung von 1920 328 deutsche Mehrheitsgemeinden (mit 50—100 v. H.), 74 deutsche Minderheitsgemeinden (20—50 v. H.); in den übrigen Gemeinden oder Städten handelt es sich um kleine Minderheiten, die die untere Grenze (20 v. H.) nicht erreichen. Im Jahre 1880 war die Zahl der deutschen Mehrheitsgemeinden um 30 größer als im Jahre 1920. Stark zurückgegangen ist das Deutschum in dem Zeitraum 1880—1920 aber nur in den Städten und insbesondere in der Hauptstadt Ofen-Pest, während das ländliche Deutschum von 427 186 (1880) auf 441 729 (1920) ein wenig zugenommen hat. In Ofen-Pest machte das Deutschum 1880 mit 123 488 Seelen 84,2 v. H. oder mehr als ein Drittel der hauptstädtischen Bevölkerung aus; 1920 war es auf 60 425 Seelen zurückgegangen, betrug also nur noch 6,5 v. H. oder weniger als den 10. Teil der Bevölkerung der Hauptstadt<sup>1)</sup>. Als Gegenstück sei eine deutsche Landgemeinde in der Nähe der Hauptstadt, Budades in den Ofener Bergen, angeführt: Hier lebten 1880: 4188 (98,7 v. H.) Deutsche, 1910: 4416 (99,7 v. H.)<sup>2)</sup> und 1920: 7418 (98,2 v. H.).

Diese Zahlenbinweise mögen hier genügen. Wenn an weiteren Einzelheiten liegt, wer die absoluten und relativen Zahlen der Deutschen in sämtlichen Komitaten, Bezirken, Städten und Landgemeinden Kumpfungarns für die Jahre 1880, 1890, 1900, 1910 und 1920 wissen will, der greife zu dem Werk „Das Deutschum in Kumpfungarn“, das Univ.-Prof. Dr. Jakob Bleyer, der Führer der deutschen Minderheit im heutigen Ungarn, vor kurzem herausgegeben hat<sup>3)</sup>. Dieses Werk darf als eine sehr bedeutsame Bereicherung des deutschumkundlichen Schrifttums lebhaft begrüßt werden, und zwar nicht nur wegen seines rund 100 Seiten umfassenden geographisch-statistischen Tabellenanteils, der von Dr. Johannes Schnitzer bearbeitet wurde. Das Buch stellt den ersten Versuch einer zusammenfassenden Darstellung des Deutschums in Kumpfungarn dar; es zu einer erschöpfenden Monographie auszugestalten, dazu fehlt es vorläufig noch an vielen wissenschaftlichen Vorarbeiten. Andererseits war es notwendig, gerade für das Gebiet Kumpfungarn ein neues Werk herauszubringen, weil sein Deutschum zumeist von privaten, geistlichen und weltlichen Grundherrschaften angegliedert wurde und nicht der staatlichen Kolonisation seine Entstehung verdankt, wie die großen Deutschumgebiete im abgetrennten Südungarn (Banat, Batzschka u. a.), und weil es — wegen des Fehlens urkundlicher Unterlagen in den großen Staatsarchiven Wiens und Ofen-Pests — in den älteren Werken von Czernig, Schwider und Rاندl recht wenig berücksichtigt worden ist.

Für die künftige Einzelerforschung des Deutschums in Kumpfungarn sind auch die beiden anderen, in dem Buche veröffentlichten Arbeiten von Univ.-Prof. Heinrich Schmidt und Gymn.-Prof. Rogerius Schilling O. Eist. von grundlegender Bedeutung, grundlegend vor allem auch für die deutsche Forschung, weil sie insbesondere auf schwer zugänglichen magyarischen Quellschriften beruhen. Prof. R. Schilling gibt einen knappen Grundriß der Ansiedlungsgeschichte, der von Dr. Peter Jekel ins Deutsche übertragen ist. Darauf kann nun die orts- und familiengeschichtliche Einzelerforschung aufbauen, zumal der Verfasser genau angibt, wo sich die Archive der einzelnen Privatkolonisatoren befinden. Der Verfasser wirft auch die Frage auf, warum gerade deutsche Kolonisten in den unbewohnten Gebieten Ungarns angesiedelt wurden, und findet die Erklärung darin, daß am Oberrhein, woher die meisten Kolonisten kamen, Ackerbau, Landwirtschaft und Weinbau auf hoher Stufe standen und allgemein hochgeschätzt wurden. Er faßt seine Ansicht über die deutsche Besiedlung wie folgt zusammen: „Wenn wie die Sachlage objektiv beurteilen, müssen wir die Tatsache anerkennen, daß man zur Bearbeitung der brachliegenden Felder, zur Urbarmachung der Sümpfe, Wälder, Röhrichte und Steppen kaum ein geeigneteres, glücklicheres Element gefunden hätte, als den fleißigen,

<sup>1)</sup> Hier sei auf den Aufsatz von Friedrich Ebeling, „Sturmzeichen für das mittel-europäische Deutschum“ und die Bemerkungen von Prof. Reche zu demselben in Heft 1 dieses Jahrganges (1928) verwiesen. Die Schriftleitung.

<sup>2)</sup> Die Zahlen für die „Magyaren“ in Budades lauteten nämlich: 1880: 182 (8,5 v. H.), 1910: 2909 (40,2 v. H.) und 1920: 830 (6,7 v. H.). Die große Zahl der Magyaren im Jahre 1910 erklärt sich damit, daß mehr als ein Drittel Deutscher freiwillig oder zwangsmäßig als Magyaren gezählt wurde.

<sup>3)</sup> Vollabdruck des „Sonntagsblattes“ 2. Band. Budapest 1928. Verlag des „Sonntagsblattes“ (Ofenpest VI, 6 - utca 12). Preis: Pengő 2.—.

zähen, sparsamen, unbedingt verlässlichen, in Wirtschaft und Gewerbe gleichermaßen hervorragenden deutschen Landmann und Handwerker.“

Schließlich noch einige Bemerkungen über die Arbeit „Die deutschen Mundarten Kumpfungarns“, ein Problem, mit dem sich Prof. G. Schmidt seit Jahrzehnten unermüdet und erfolgreich beschäftigt hat. Diese Arbeit bildet den ersten Abschnitt des Bleyerschen Wertes, sie wird hier nur deswegen an letzter Stelle genannt, weil sie, ein Ergebnis der gründlichen Einzeluntersuchungen des Verfassers, ein besonderes abgerundetes Bild des ungarländischen Deutschtums gibt.

Weitaus am zahlreichsten sind die rheinfränkischen Mundarten; sie finden sich in etwa 250 Dörfern der Schwäbischen Türkei — Baranya und Tolnau in dem Winkel zwischen Donau und Drau — und in den Dörfern des bei Ungarn verbliebenen Restteils der Batscha, insgesamt in etwa 250 Dörfern. Auch die Deutschen in den an Südslawien und Rumänien abgetretenen Gebieten Südungarns sprechen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, rheinfränkische Mundarten. — In zweiter Stelle stehen bayrisch-österreichische Mundarten, die sämtlich zum Mittelbayerischen zu rechnen sind. Zu dieser Mundartengruppe gehören die Steirer und Ganzen in Westungarn, die Deutsch-Pulener in einem isolierten Dorf an der heutigen Grenze gegen die Tschechoslowakei — sie sind verwandt mit den sogen. Kriedebauern der Deutsch-Prebener und Kreimnitzer Sprachinsel in etwa 20 deutschen Dörfern der Slowakei —, die Kriedebauern hauptsächlich im Wieselburger Komitat, die Bayern und Franken im Bakonyer Wald und die Donaubayern im Schildegebirge und in der Umgebung von Budapest, wo das Fränkische und Schwäbische vom Bayerischen fast völlig überwuchert ist.

Von besonderem Interesse ist, daß schwäbische Mundarten nur in 3 bis 4 Dörfern Kumpfungarns gesprochen werden; die Schwaben in Ungarn sind also, worauf immer wieder hingewiesen werden muß, Nenn-Schwaben und nur zum kleinsten Teil Abstammungs-Schwaben.

Zwei einzigartige Fälle seien noch erwähnt. In Elek im Arader Komitat, in der äußersten Südostecke Kumpfungarns, wird eine ostfränkische Mundart gesprochen, die zu den wenigen gehört, deren Urheimat sich ganz eng umgrenzen läßt: sie liegt nördlich von Würzburg zwischen Speßart und Rhön. — In Győrklóny (Tolnauer Komitat) haben sich zwei voneinander vollständig abweichende Mundarten rein erhalten: eine mittelbayerische und eine rheinfränkische; denn der Ort erhielt zweimal deutsche Kolonisten, 1717 Wieselburger Deutsche (Heidebauern) und 1734—38 deutsche Familien aus Hessen-Nassau.

Diese wenigen Hinweise mögen hier genügen, sie sollen ja auch nur dazu anregen, zu dem Buch selbst zu greifen, dessen Wert durch eine beigegebene ethnographische Karte der deutschen Siedlungen Kumpfungarns (1 : 400 000), eine Karte der Verbreitung der deutschen Mundarten (1 : 1 500 000) und mehrere andere Kartenstücken wesentlich erhöht wird. Wer darüber hinaus mit der Erforschung des ungarländischen Deutschtums in dauernder Verbindung bleiben will, der sei auf die seit Beginn dieses Jahres von Prof. Bleyer in Ofenpeß herausgegebene Vierteljahresschrift „Deutsch-ungarische Heimatblätter“ hingewiesen.

So schwer und unklar gerade in kultureller Hinsicht die Lage des Südosideutschtums ist, wie dürfen uns dieses lebendigen Willens und wissenschaftlichen Eifers freuen, die durch die Herausgabe des vorliegenden Buches und die Gründung der neuen Zeitschrift zutage treten. Über beiden stehen die schönen Worte Prof. G. Schmidts als Leitstern: „Wir wollen die große Arbeit, die unsere Vorfahren geleistet haben, dadurch ehren, daß wir sie erforschen, erkennen und würdigen.“

Hermann Kädiger, Stuttgart.

## Besprechungen.

Hillaire Belloc: Die Juden. Übersetzung aus dem Englischen und Nachwort von Theodor Harder. Verlag Josef Köfel und Friedrich Pustet. München 1927. Brosch. 8.80 Mk., Ganzlein. 7.80 Mk.

Dem Buch ist eine Widmung an die jüdische Sekretärin des Verfassers vorausgeschickt: „der besten und treuesten unserer

jüdischen Freunde, zu der meine Familie und ich immer in tiefer Schuld der Dankbarkeit stehen werden“. Es ist kein antisemitisches Buch.

Der Verfasser wendet sich dagegen, daß jeder, der die jüdische Frage anschneide, von gewissen Kreisen sofort als „Antisemit“ verschrien werde; es liege im Gegenteil nicht

zuletzt im Interesse der Juden selbst, wenn die Dinge in aller Ruhe und Offenheit erörtert würden. Denn durch die bisherige Taktik, durch das bisherige Verschweigen und Nichtsagenwollen, sei die Lage erst in die heutigen Schwierigkeiten hineingetrieben worden. Denn es gebe nun einmal eine jüdische Frage, und es werde zu einer schweren Katastrophe kommen, wenn nicht eine Lösung gefunden würde, die sowohl den Interessen der Nichtjuden wie denen der Juden gerecht würde.

Aus dem sehr vielseitigen Inhalt nur einige Stichproben, die zur Charakterisierung der Gedankengänge dienen mögen; sie finden sich teils in dem die Kapitel kurz erläuternden Inhaltsverzeichnis, teils im Text, der auf unzählige Einzelheiten eingeht:

„Die Juden sind ein Fremdkörper innerhalb der Gemeinschaft, in der sie wohnen — daher Reizung und Reibung.“ — „Die Lösung dieses Problems dringend notwendig.“ — „Bisher meist „Ablehnung des Problems.“ — „Diese Unwissenheit oder Fiktion heute zusammengebrochen.“ — „Anschwellen des Antisemitismus in allen europäischen Kulturstaaten und in Nordamerika; „lange vorher vorbereitet durch die wachsende Macht der Juden im öffentlichen Leben, die antisemitischen Schriften auf dem Kontinent, die Dreyfußagitation, den südafrikanischen Krieg, die jüdische Führerschaft im Sozialismus.“ — „Akt geworden infolge des Krieges und seines Ausganges, durch „die russische Revolution“ (die der Verf. als „eine jüdische Bewegung“, aber „nicht eine Bewegung der jüdischen Rasse“ — also aller Juden — bezeichnet) und durch die starke nach 1918 einsetzende jüdische Einwanderung in Nordamerika.“ — „Seit der bolschewistischen Bewegung offene (und feindselige) Diskussion des jüdischen Problems.“ — Der Verfasser schildert den Antisemitismus, wie er ihn sieht: er kenne „nicht ein zu lösendes jüdisches Problem, sondern nur einen hasenswerten Juden.“ — „Dieser Haß sein ganzes Motiv.“ — „Die Presse boykottiert im ganzen noch die antisemitische Bewegung, aber diese wächst erstaunlich,“ und zwar in allen Kulturstaaten Europas und Amerikas — Die antisemitische Bewegung habe eine „große Stärke in Belegen.“ — Die Frage der Lösung des Problems: die jüdische Besiedlung in Palästina hält der Verfasser für undurchführbar, wenigstens unter britischem Protektorat; es wachse in England die Abneigung, dort eventuell für jüdische Interessen englisches Blut zu opfern; wollten die Juden dort siedeln, so müßten sie sich eine eigene nur aus Juden bestehende Armee schaffen. Außerst verfehlt sei die

Wahl des ersten Gouverneurs gewesen; denn dieser sei stark kompromittiert; der Verfasser bedauert, daß Balfour „ausgerechnet auf den Urheber des Marconi-Vertrages und den Wortführer bei der berühmten Erklärung im Unterhause, daß kein politischer Marconi-anteil angerührt habe, verfallen“ mußte. Sehr unsympathisch ist dem Verfasser also gläubigen Katholiken der Gedanke, daß es zur Errichtung „einer jüdischen Kontrolle über die heiligen Orte“ kommen könne. Für die einzig mögliche Lösung der jüdischen Frage hält der Verfasser die Anerkennung der jüdischen Sondernationalität; es sei die Pflicht der Nichtjuden, die Juden in ihren Reiben zu dulden, sie zu „respektieren und mit Freimut zu behandeln.“ — „Der Hauptteil der gegenseitigen Pflichten“ liege auf Seiten der Nichtjuden. Die Pflichten, die umgekehrt die Juden den Nichtjuden gegenüber hätten, streift der Verfasser dagegen nur kurz und meint, da müßten die Juden selber Vorschläge machen, „denn Einmischung oder Rat in häuslichen Angelegenheiten der Judentum wäre eine Unverfrorenheit“; kurz gesagt, der Verf. möchte es den Juden überlassen, die Dinge ganz nach ihren Wünschen zu regeln. — Der Übersetzer hat ein Nachwort geschrieben, in dem der Sinn des Buches in gewissem Grade verzerrt wird, so wenn er — entgegen den Ausführungen Bellocs, der durchaus die Andersartigkeit als „Nation“ betont — schreibt: „Das jüdische Problem ist für uns zunächst doch ein religiöses und theologisches, und dann erst ein nationales.“ Er scheint damit den Standpunkt des Katholiken, wie er seiner Meinung nach sein müßte, kennzeichnen zu wollen. Der Übersetzer betont übrigens ausdrücklich, daß der Verf. Katholik und daß das Buch ein „katholisches“ sei. Aus diesen Bemerkungen und aus dem Umstande, daß das Werk von dem bekannten katholischen Verlag in deutscher Übersetzung herausgebracht ist, wird man den Schluß ziehen dürfen, daß die hier vorgebrachten Anschauungen und die vorgeschlagene Lösung die offizielle Billigung der katholischen Kirche haben.

Nicht verschweigen möchte ich, daß Belloc, wie aus manchen Stellen recht deutlich hervorgeht, noch unangenehm stark unter der Kriegepsychose steht; für ihn ist der Deutsche, und ganz besonders der Preuze, noch immer der „böse Mann“.

O. Kech.

K. Feischer: Erbbiologie und Eugenik. Bd. 10 der Mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Bucherei. Berlin 1927, Verlag Otto Salle. Geh. 4.—Mk. — Wie der bekannte Dresdner Hygieniker und Rassen-



hygieniker im Vorwort angibt, ist das Buchlein für die Schüler höherer Schulen, für Studenten „allgemeiner Disziplinen“ und als erste Einführung für Studierende der Medizin gedacht; es setzt daher beim Leser absichtlich wenig Vorkenntnisse voraus und behandelt die Dinge mit großer Ausführlichkeit, so die Ergebnisse der experimentellen Erblichkeitsforschung, die Variationserscheinungen durch Modifikation und durch Erbänderung und sehr eingehend und an vielen Beispielen die Vererbung beim Menschen, wobei die Besprechung der Vererbung krankhafter Erbanlagen im Vordergrund steht. Nicht vergessen sind Ausführungen über die Vererbung des Charakters, der geistigen Eigenschaften und der Kriminalität, aber auch der Blutgruppen und der Muster der Fingerabdrücke. Bei der Vererbung der geistigen Eigenschaften lehnt sich der Verf. durchaus an die Konstitutionstheorie von Kretschmer an, wobei er diese überbewertet; nicht erwähnt dagegen werden die rassenmäßig bedingten geistigen Unterschiede. Die Eugenik wird in zwei Hauptkapiteln behandelt, der „theoretischen“ und der „praktischen“ Eugenik; die praktische wird in die „öffentliche“ und die „private“ eingeteilt; negative und positive Maßnahmen werden erörtert. Bei der negativen öffentlichen Eugenik tritt der Verf. für eine sehr energische Bekämpfung der Keimschädigungen, der Geschlechtskrankheiten und der Tuberkulose ein, wobei er das für das Deutsche Reich eingeführte „Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ in den wichtigsten Bestimmungen wörtlich anführt. Er setzt sich weiter für den dringend notwendigen Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung ein, für Eheberatungsstellen und für die Ausschaltung Minderwertiger von der Fortpflanzung, wobei er weniger für Asylierung als für Sterilisierung der erblich Minderwertigen eintritt. An positiven Maßnahmen empfiehlt er Bevorzugung der großen Familien in der Steuererleichterung und in der Beamtenbesoldung; er fordert Elternschaftsversicherung (wobei er den Grotjahrhabschen Gesetzentwurf wörtlich wiedergibt) und Förderung eines geeigneten Wohn- und Siedlungswesens; die Wirkung einer „Elternschaftsversicherung“ scheint er etwas zu überschätzen, aber das liegt wohl im Zuge der Zeit. Am Schluß wird eine sehr kurze Zusammenfassung der wichtigsten Literatur gegeben. Das Buch enthält 79 zum Teil gute Abbildungen und Tabellen.

O. Kech.

M. Henke: Blutprobe im Vaterschaftsbeweise. München 1928, Verlag der Ärzte.

lichen Rundschau, O. Smelin. Kart. 1.—Mk. Eine sehr übersichtliche und gemeinverständliche Zusammenstellung, aus der jeder Arzt und jeder Jurist leicht das Wichtigste entnehmen kann. Vor allem werden alle Kombinationsmöglichkeiten, nach denen die Bluteigenschaften der Eltern auf die Kinder vererbt werden, ausführlich besprochen.

O. Kech.

W. Grenz: Die Totenstadt von Burk bei Bahren. Urgeschichte einer ostpreussischen Dorfmark. Augsburg 1929, Verlag Benno Wefer. 44 S. m. 19 Abb. u. 21 Taf. Preis M. 3.—.

Die Arbeit ist als 3. Heft der von Reinerth herausgegebenen Reihe: Führer zur Urgeschichte erschienen. Daß sich Grenz bei der Wahl, die Urgeschichte einer Dorfmark zu schreiben, für Burk entschied, hat seinen Grund in der großen Zahl der Funde, die von dieser Gemarkung bekannt sind. Steinzeitliche und bronzezeitliche Funde, solche der frühen Eisenzeit, der germanischen und der slawischen Zeit werden uns vom Verfasser in lebendiger Weise vorgeführt — wobei die vielen Abbildungen gute Dienste leisten — und für die materielle und geistige Kultur der einzelnen Epochen ausgewertet. Von großer Bedeutung sind vor allem die systematisch gehobenen Gräber von einem der beiden großen bronzezeitlichen Friedhöfe. Sie zeigen, mit wieviel verschiedenen Arten von Grabanlagen wir es in der Bronzezeit zu tun haben. Neben den vielen Photos der Gräber in situ hätte man gern die Gefäße aus denselben Gräbern geschlossen abgebildet gesehen, da geschlossene Grabfunde aus der Bronzezeit trotz der Fülle des Materials nur in geringer Anzahl in der Literatur bekannt sind. Wenn Grenz die in Burk und auch anderswo in der Gegend beobachteten, mit Beigefäßen ausgestatteten Gräber ohne Bestattung als Schein- oder Eberngräber bezeichnet, so möchte ich ihm nicht beistimmen. Falls sich dicht neben diesen Beigefäßen (vielleicht sogar in derselben Eintiefung?) eine Leichenbestattung findet, wie im Falle Caslau 1924 Tf. 4, sind m. E. die eben zitierten Ausdrücke nicht angebracht. Läßt sich aber dicht neben den Beigefäßen keine Brandbestattung entdecken, so muß man auch daran denken, daß die Gefäße vielleicht als Beigaben zu einem Skelett gehören, das vollkommen vergangen ist. In Schlesien sind 3. B. in letzter Zeit, wenn auch vereinzelt, Skelettgräber der mittleren und jüngeren Bronzezeit aufgedeckt worden, die man bisher aus dieser Zeit nicht kannte.

Hannover. Kurt Tackenberg.

Wilhelm Grönbeck: *Nordische Mythen und Sagen*. Aus dem Dänischen übersetzt von E. Hoffmeyer-Eppenstein. Jena 1929, Eugen Diederichs. 280 S.

Der Band enthält Götter- und Heldensagen der Edda und anderer nordischer Quellen (z. B. Særos), sowie eine der Sagas (Die Leute aus dem Lachstal). Grönbeck hat durchwegs die Prosaform gewählt, was den Vorteil freier Gestaltung hat, während die Nachdichtung der Eddaverse manche Schwierigkeiten mit sich bringt und der eigenartige Reiz der altnordischen Sprache doch nie erreicht werden kann. Jedenfalls ist dieser Neufassung nachzuräumen, daß ihre Knappheit, echt sagenmäßige Sprache dem Gehalt der Dichtungen ausgezeichnet angepaßt ist, und man kann sich nur darüber freuen, daß diese in so wohlgelegener Gestalt, die zum Teil auch des Übersetzers Verdienst ist, unserem Volke zugänglich gemacht werden.

Die Einleitung hätte vielleicht bei der deutschen Ausgabe auf einen breiteren Leserkreis Rücksicht nehmen sollen. Wenn neben Sigurd Fasirratdier die Hjulingen genannt werden (S. 8), so wird der durchschnittlich Gebildete nicht gut wissen können, daß im Norden Hjalti dem Ghibi (im Nib.-Lied Dankrat) der deutschen Sage entspricht. Auch wäre ein Wort darüber am Platz, weshalb z. B. in der Beowulfsage die angelsächsischen Namen durch die altnordischen ersetzt sind; denn in Deutschland sind jene doch viel bekannter. Und wenn vorne von König Ermanarich die Rede ist (S. 6), werden gerade die Leser, in deren Hände wir eine so ansprechende Neuschöpfung des alten Sagens gutes wünschen, kaum auf den Gedanken kommen, daß der Gotenkönig Jormunrek der Sage (S. 220 f.) dieselbe Gestalt ist. Allerdings hat der Verlag früher das aus-

gezeichnete Buch von Wolff herausgebracht, das diesen Mangel sehr gut ergänzt, und auf dessen Besprechung (V. u. N. 1929, 64) hier deshalb nochmals aufmerksam gemacht sei.

Frankfurt a. M.

5. Zeis.

Louis Pind: *Verklingende Weisen*. (Lothringer Volkslieder.) 2. Band. Heidelberg 1928. C. Winters Universitätsbuchhandlung. 420 S. mit reichem Bildschmuck. Preis geb. M. 3.50.

Sehr rasch nach dem 1. Band (1920) legt der verdiente Heimatforscher Pfarrer Pind in Hambach (Lothringen) hundert weitere Lieder vor, über deren Aufzeichnung er im Anhang sorgfältig Auskunft gibt. Gerade diese Mitteilungen über liederreiche Sänger und in Familien treu bewahrte Sammelbeste geben dem Buche besonderen Wert. Daß die Lieder im allgemeinen auch in den bekanntesten großen Sammlungen aus anderen deutschen Gebieten vorkommen, ist verständlich; doch fehlt es nicht an abweichenden Fassungen, die manches zur Geschichte einzelner Lieder abgeben. Weder die sprachliche Form noch der Inhalt der Lieder ist irgendwie wesentlich von Frankreich her beeinflusst, mit dem Lothringen doch seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1870 verbunden war; wenn einmal statt „Jäger“ „Vollgeurs“ erscheint, so ist das fast das einzige Fremde, und ein solches Wort hätte auch rechts des Rheines vor 100 Jahren ins Volkslied eindringen können. Das Buch ist als ein warmes Bekenntnis bodenständiger lothringischer Heimatliebe und nicht minder wertvoll, denn wegen seines reichen Inhalts und dem 2. Bande, den wieder die anheimelnden Zeichnungen 5. Badens schmücken, ein nicht geringerer Erfolg zu wünschen.

Frankfurt a. M.

5. Zeis.

## Berichtigung.

In meiner Anzeige von Dr. Friedrich Löff: „Die Brautwerbungssage der deutschen Spielmannsdichtung“ auf S. 187 des lauf. Jahrganges dieser Zeitschrift hat sich ein Fehler eingeschlichen, den ich nicht unberichtigt lassen möchte, obwohl er den meisten Lesern als solcher sofort erkennbar sein dürfte. Es muß Zeile 6 v. u. in Beziehung auf die Hilde-sage heißen, daß ihr ursprünglicher Schauplatz das noch germanische Südufer der Ostsee — nicht, wie dort steht: das noch nicht germanische — gewesen sei. Daß etwas anderes nicht meine Meinung sein kann, wird niemand bezweifeln, der meine Abhandlung „Der germanische Osten in der Hilde-sage“ kennt, in der ich den Nachweis dafür erbracht habe, daß die Hilde-sage von Haus aus bei germanischen Stämmen am Südufer der Ostsee, also vor dem Vordringen der Slaven in jene Gegenden, spielt.

Rudolf Much.

